

Wandermappe.

Illustrierte Beilage zum
„Gottscheer Bote“.

Nummer 14.

Gottschee, am 19. Juli.

Jahrgang 1907.

Perlen.

Still bescheiden Gutes üben,
Stille Gott und Menschen lieben,
Stille meine Pflicht erfüllen,
Still erfassen Gottes Willen,
Still mit andern mich erfreu'n,
Still bei fremden Fehlern sein,
Stille, wenn mich Menschen kränken,
Stille meiner Schwäche denken,
Stille teilen fremden Schmerz,
Stille flehen himmelwärts,
Still in Wünschen und Verlangen,
Stille Jesu Kreuz umfassen,
Stille opfern und entsagen,
Still des Lebens Wechsel tragen,
Still dem Heiland mich vertrauen,
Still zur Himmelsheimat schauen,
Stille Tugend mir erwerben,
Stille, stille bis zum Sterben,
Diese behre Seelen-Stille
Bietet reiche Gnadenfülle.

Christlichsoziale Reformanträge und sozialdemokratische Zeitvergeudung.

Eine große Enttäuschung haben die sozialdemokratischen 87 Abgeordneten wohl allen jenen bereitet, die von ihnen in der Wahlzeit aus Bolterreden und Versprechungen erwarten mußten, daß sie zunächst für eine Besserung der wirtschaftlichen Lage, gegen den Moloch Großkapital, gegen die schier unerschwingliche Verteuerung der Lebensmittel und Gebrauchsgüter usw. sofort praktisch auftreten würden. Aber nichts davon ist eingetreten. Die Sozialisten haben vielmehr zunächst lauter Dinge verlangt, nach denen das arbeitende Volk gewiß nirgends in erster Linie Sehnsucht trägt, wie z. B.: Abschaffung der Todesstrafe für Verbrecher, Einschreiten wegen Auflösung der russischen Duma,

Einführung des Frauenwahlrechtes und Ausdehnung des Wahlrechtes auf die 21jährigen, allgemeines Wahlrecht auch für die Landtage, und Vergeudung der Zeit durch nichtige Dringlichkeitsanträge. In Wirklichkeit ist das auch nur Obstruktion. Es wurden reichlich drei Wochen vertröbelt, während doch eine so große Fraktion Positives zu leisten und für die Durchführung sozialer Reformen Verantwortung zu tragen hat. Mit Recht kanzelte darum der gegen die judokratischen Sozialisten im Falkenauer Bergreiter gewählte Freisozialist Abg. Stark am 5. Juli die rote Adler-arde scharf herunter, indem er ihr u. a. vorhielt:

„Es ist nicht wahr, daß das brennendste Verlangen draußen gegenwärtig das wäre, daß auf die Einführung des allgemeinen Wahlrechtes für den Reichsrat auch sofort die Einführung des allgemeinen Wahlrechtes für die Landtage folgen müsse. Das Volk draußen steht auf dem Standpunkte, daß hier nicht bloß Politik getrieben werden soll, sondern daß endlich einmal die wirtschaftlichen Fragen in den Vordergrund gerückt werden müssen. (Zustimmung). Das ist eine einfache, nackte Wahrheit, die nun einmal ausgesprochen werden muß. (Ruf: So ist's! Abg. Bielohlawek: Die Genossen brauchen aber immer etwas Neues!) Das arbeitende Volk ist so realistisch und gesund denkend geworden, daß es sich sagt. Wenn schon Rekruten sein müssen, wenn das Budget zur Sanierung der notwendigsten Angelegenheiten im Staate gewährt werden muß, so möge man doch die in der Thronrede angekündigten Reformen und vor allem die Alters- und Invaliditätsversicherung nicht auf die lange Bank schieben. (Zustimmung). Jeder Tag, der uns durch die hohe Politik verloren geht, kann dahin führen,

daß uns alles verloren geht, und nicht der minimalste Teil der großen wirtschaftlichen Reformen erfüllt wird. Die Sozialdemokraten waren überzeugt, daß die Dringlichkeitsanträge abgelehnt werden, trotzdem nehmen sie dem Hause die kostbare Zeit weg, in welcher wirtschaftliche Arbeit geleistet werden konnte. (Lebhafter Beifall). Der Terrorismus, den die Sozialdemokraten ausüben, erlaubt ihnen nicht, die Freiheit zu predigen. Auch die nationale Frage muß gelöst werden, damit in Zukunft die wirtschaftliche Arbeit nicht mehr behindert ist.“

Diese Abfertigung war verdient. Noch größer mußte die Enttäuschung sein, indem gerade die Sozialisten die schon für das Kurienparlament und bisher in manchen Landtagen so verhängnisvoll gewesene Sprachenfrage aufrollten: sie verlangen mit den Tschechisch-Radikalen die stenographische Protokollierung nicht-deutscher Reden. Die Anerkennung aller Sprachen war doch im Wesen schon immer dadurch gewahrt, daß Interpellationen in jeder Sprache vorgebracht werden konnten. Auch Anträge und Reden kamen — eigentlich muß man sagen leider — mitunter in den verschiedensten Sprachen vor, da die Geschäftsordnung nichts dafür und nichts dagegen vorsteht, während praktisch von den neun Hauptsprachen in Oesterreich doch nur die Deutsche jedem Präsidenten und allen Mitgliedern und Stenographen verständlich ist, nie aber jede der 8 Sprachen zugleich. Der Inhalt der Abgeordneten-Reden genießt Immunität. Das setzt aber doch voraus, daß der Präsident den Inhalt verstehe und somit nicht auch gewissenlose Verleumdungen und elenden Hochverrat zulasse, was sich verkommene Abgeordnete

mißbräuchlich ohnehin mitunter zuschulden kommen lassen. In das stenographische Protokoll wurden aber nur deutsche Reden und im Vorhinein dem Präsidenten zum etwaigen Vergleiche übergebene deutsche Uebersetzungen anderssprachiger Ausführungen aufgenommen. Was für Ausschreitungen gegen den Staat, gegen die Dynastie, gegen Konfessionen, gegen Parteien, Nationen, Gemeinden, Vereine und Einzelne innerhalb oder außerhalb des Hauses befindliche Personen könnten aber erst in Folge der Immunität oder Strafllosigkeit im Parlamente unterlaufen, wenn alle Sprachen zulässig sein müßten und ein sprachkundiger Abgeordneter schließlich zur Täuschung des überwachenden Präsidenten bald Sätze in dieser, bald in jener Sprache vorbrächte? Und wo in aller Welt vermöchten ihm die Stenographen zu folgen? Es sind schon im jetzigen Jahresvoranschlag für das Abgeordnetenhaus 2,465 490 K Ausgaben angelegt, für das Herrenhaus 125.600 K, für gemeinsame Ersparnisse beider Häuser 631.750 K und für die Delegationen 76.480 K. Bei dem Babelsprachentwirlwarr, wie ihn auch die Sozialdemokraten durch die Forderung der Zulassung aller Verhandlungssprachen und deren Aufnahme ins stenographische Protokoll noch fördern möchten, müßte der kostspielige Beamtenapparat noch vermehrt und das teure, ersehnte Volksparlament noch unfruchtbarer werden.

Warum also das Wohnheitsrecht des Parlamentes, in welchem wie bei allen gesamtösterreichischen Kongressen naturgemäß immer nur die deutsche Sprache das einzige gemeinsame Verständigungsmittel bot, heftig durchbrechen? Nach der bedauerlichen Ausweisung dieser Sprachenfrage schlug man nun am 9. d. im Parlamente zur Vermittlung vor, daß jeder Abgeordnete, der die Aufnahme seiner nicht in deutscher Sprache gehaltenen Rede ins stenographische Protokoll wünscht, hiezu vorher eine deutsche Uebersetzung beizubringen habe, während nichtdeutsche Interpellationen und Anfragen amtlich übersetzt, deutsch protokolliert und in einem Anhang anderssprachig dem Protokolle beigefügt werden sollen.

Keine Enttäuschung brachte dagegen den Wählern der aus 96 Abgeordneten bestehende Klub der Christlichsozialen. Dessen im Parlamente alsbald nach dem Zusammentritte gestellte Anträge geben den wirklichen Wünschen des Volkes, den Bedürfnissen der verschiedenen arbeitenden Stände Ausdruck: sie verlangten die Reform der Kranken- und Unfallversicherung, die Einführung der Alters- und

Invaliditätsversicherung für alle tätigen Stände, die Verstaatlichung des Bergbaues und Hüttenbetriebes, Abänderung des Wehrgesetzes durch Einführung der 2jähr. Dienstzeit und Ernteurlaube, Verhinderung der Landflucht durch mannigfache Förderung der Landwirtschaft, Einführung einer Dienstpragmatik für die Staatsbediensteten, Arbeitslosenversicherung, Festlegung eines entsprechenden Maximalarbeitstages, gerechte Steuerreformen, Verbilligung des Lokalbriefportos und der Telephongebühren etc. Einen Dringlichkeitsantrag haben sie allerdings auch eingebracht, aber es war dies ein mit den Parteien der verschiedenen Länder vereinbarter u. von allen unterschriebener Antrag, welcher die Regierung zu Vorlagen behufs Sanierung der Landesfinanzen auffordert und keine langen Debatten zu gewärtigen brauche. Wie nützlich, zeitraubend und unangebracht waren dagegen die ersten politischen Dringlichkeitsanträge und Reden der Sozialdemokraten, von ihnen die Würde des Hauses verletzenden, das alte Glend erneuernden Spektakelszenen ganz abgesehen!

Verzeihe!

Hat je ein Mensch Dir weh getan,
Der nah gestanden Dir im Leben,
Gedenke Du nicht ferner d'ran —
Du mußt vergessen und vergeben.

Wer weiß, wie oft im Stillen Dich
Er um Verzeihung hat gebeten;
Und wärst Du nicht geflissentlich
Ihm oft schon aus dem Weg getreten.

Er hätte Dir gereicht die Hand
Und ein versöhnend Wort gesprochen;
So hast Du selbst der Freundschaft Band
Mit starrem Sinn im Groll zerbrochen.

Aufruhr in der „Freien Schule.“

Der Stern der „Freien Schule“ beginnt zu sinken. Gegründet im März 1905 stieg der Verein „Freie Schule“ rasch empor und bald waren 200 Ortsgruppen beisammen. Alle freisinnigen Elemente, Sozialdemokraten und Liberale, Alideutsche und Volksparteiler, auch die Agrarier, jubelten ihr zu und hofften, in kürzester Zeit die österreichische Schule von dem „klerikalen Druck“ und der „schwarzen Macht“, das heißt, der Religion befreit und französische Schulzustände herbeigeführt zu haben. Die Presse tat alles, um diese vom Judenstammeling Hock gegründete und von Juden und Freimaurern geleitete Einrichtung emporzubringen. Es schien, als ob sich das deutsche Volk nicht entwürdigt fühlte, die von einem eingewanderten fremden Volke ihnen aufgedrungene Denkungsweise, die sie in so vielen Punkten bereits aufgenommen hatten, selbst bezüglich seines höchsten nationalen

Gutes, der Schule anzunehmen. Wäre es gelungen, so wäre das deutsche Volk einem langsamen, aber sicheren sittlichen Ruine entgegengegangen. Aber, da kamen die Reichsratswahlen. Da gab es Kämpfe zwischen allen Parteien und die Liberalen mußten zusehen, wie die Sozialdemokraten, die vielleicht im Verein „Freie Schule“ die Mehrheit hatten, dieselbe für ihre Agitation mißbrauchten und umgekehrt. Und als Abg. Wolf in Raaden in Westböhmen Mitte April in einer Versammlung den Ausspruch tat, die „Freie Schule“ sei nur ein jüdisch geleitetes Unternehmen der Sozialdemokratie, und ein Mittel, um durch die sozialdemokratischen Ideen in der Intelligenz Verbreitung zu finden, so gab das schon den ersten Riß, und er weitete sich immer mehr und mehr. Im Juni traten die deutschnationalen Mitglieder der Ortsgruppe Gablitz aus und begründeten ihren Schritt mit der Erklärung, „der Verein „Freie Schule“ sei nichts weniger als ein freiheitlicher Verein, sondern eines der Glieder der langen Kette der sozialdemokratischen Organisationen, die bald offen, bald versteckt der Befriedigung jüdisch-sozialdemokratischer Parteigelüste auf Kosten des Deutschtums dienen sollen.“ — In Teichstatt in Nordböhmen sind hinwiederum die Sozialdemokraten aus der „Freien Schule“ ausgetreten, da sie in diesem Vereine nur ein Bollwerk für liberale Wahlagitatorien erblickten. — Am 30. Juni hielten die deutschnationalen Arbeiter der Alpenländer in Marburg ihren Delegiertentag ab. Dabei nahm man auch gegen die „Freie Schule“ Stellung. Ein Redner sagte: „Durch sie („Freie Schule“) wollen die Sozialdemokraten in die bürgerlichen Kreise eindringen und sich so mit dem Scheine „freiheitlicher“ Gesinnung umgeben. Von einer wirklichen freiheitlichen Gesinnung der Sozialdemokraten könne aber keine Rede sein. In der „Freien Schule“ liegt aber noch ein anderes gefährliches Moment: durch sie dringt nämlich auch das Judentum wieder in unsere Kreise ein, das sonst schon hinausgeworfen worden ist. Wir haben keinen Grund, heute die „Freie Schule“ zu unterstützen, obwohl wir durchaus freiheitlich gesinnt sind.“

Sonntag, den 7. Juli fand in Mährisch-Drau der mährische Landesparteitag der deutschen Sozialdemokratie statt. Dabei faßten sie eine Resolution in der es u. a. heißt:

„Die Ortsgruppen der „Freien Schule“ werden zumeist von Bürgerlichen, insbesondere Freialldeutschen, verwaltet. Den Bürgerlichen ist der Kampf gegen Reaktion und Klerikalismus zumeist nur Phrase, insbesondere aber haben die Freialldeutschen den Gedanken der „Freien Schule“ verraten, indem sie sich mit den ärgsten Feinden des Fortschrittes und der „Freien Schule“, den Christlichsozialen, bei den Reichsratswahlen verbunden haben.“

In Wien will man nun einen neuen Verein „Freie deutsche Schule“ gründen, der also eine Konkurrenzgründung sein wird, damit nicht „wie es bisher geschah, deutschnationale Kräfte für sozialdemokratische Parteizwecke ausgenutzt werden.“

Man sieht, es will nicht mehr harmonieren in der „Freien Schule.“

Köstlich ist auch, was die orthodox „Jüdische Volksstimme“ vom 1. d. schreibt: „Wir Juden haben keine Veranlassung, uns in Fragen, die nur unsere arisch-katholischen Mitbürger betreffen, einzumischen. Wir verurteilen es, wenn Juden, unter welchem Titel oder Vorwand immer es geschehen mag, sich an die Spitze der Bestrebungen und der Bewegung für Reform des katholischen Eherechtes stellen. Auch in Bezug auf die „Freie Schule“ stehen die Jüdisch-Nationalen auf einem ähnlichen Standpunkte. So sympathisch uns die Bewegung auch ist — uns berührt sie erst in zweiter und dritter Linie. In unserem nationalen Interesse liegen sogar Bestrebungen nach Errichtung von jüdischen Schulen. Wir dürfen uns also auch in dieser Frage nicht an die Spitze der Bewegung stellen und eine „führende Körperschaft“ unter den Juden hat gar keine Veranlassung, sich die Wahl Hods auf Sorge zu nehmen.“

Das sagen auch wir, Juden haben in die Gerechtfame der Katholiken nichts dreinzureden. Kümmern wir Christen uns um die Judenthule? Nein. Man lasse drum auch uns in Ruhe. Daß aber alle diese religionsfeindlichen Bestrebungen nur von den Juden ausgehen, das hat uns die „Freie Schule“ wieder glänzend bestätigt. Ihre Gründer sind meist Juden, ihre Führer sind Juden u. Judenstämme, ihr Geist ist jüdisch. Aber gerade deshalb möge jeder bedacht sein, sich in jeder Beziehung von jüdischem Einfluß, namentlich der Judenthule, fernzuhalten. Drum ist die Betätigung eines gesunden Antisemitismus von großer Wichtigkeit. Ein wahrer Antisemit ist aber nur derjenige, der den schädlichen und zersetzenden Einfluß des Judentums gründlich erkannt hat, der Verjudung der Sitte und Denkungsweise entgegenarbeitet, indem er sich selbst nur vom christlichen Geiste in Sitte, Denken, Handel und Wandel leiten läßt, seine Kinder christlich erzieht, christliche Blätter hält, christlichen Vereinen beiträgt, keinen Juden als Vertreter in Gemeinderat, Landtag oder Reichsrat wählt und die wirtschaftliche Uebermacht des Judentums, unter der die Christen seufzen, nicht noch verstärken hilft, d. i. sein Geld nicht zum Juden trägt, sondern christliche Geschäftleute bei Einkäufen unterstützt und den Einfluß des Judentums überall zurückdrängt d. h. praktischer, christlicher Antisemitismus im Privat- und öffentlichen Leben übt. So werden wir auch die „Freie d. i. jüdische Schule“ aufs wirksamste bekämpfen.

Streiflichter.

Französische Kulturproben.

Wie tief Frankreich bereits gesunken ist, das veranschaulichen nicht übel nachstehende Berichte, die unlängst in den Blättern zu lesen waren: In Annecy wurde ein Katholik gestraft, weil er eine „staatsfeindliche Flagge“, d. h. die Trikolore mit dem Herzen Jesu am Fronleichnamstage ausgehängt hatte. — Aus der Kirche S. Franziskus in Lyon haben die staatlichen Administratoren „überflüssige Kirchengeräte“ von hohem Werte

entfernt. — 68 Bürgermeister wurden bestraft, weil sie das Kreuzifix wieder in die Schulsäle verbracht hatten. — In Lechamps und Avion muß der Gottesdienst in großen Scheunen abgehalten werden, weil die Gemeinderäte dringend notwendige Reparaturen an der Kirche nicht genehmigt haben. — In Bassu bei Chalons-sur-Marne haben Freidenker die Nachäffung kirchlicher Einrichtungen soweit getrieben, daß sie nicht nur die Ziviltaufe, sondern auch die „Zivilkommunion“ einführen. Unter den Klängen der Marschmarse fand diese widerwärtige, ja direkt mit Gotteslästerungen verknüpfte „Feier“ statt. So sieht also die Praxis zur sozialdemokratischen Theorie: „Religion ist Privatsache“, aus! Das ist die Freiheit und Gleichheit in der französischen Republik! Frankreich ist der Religion der Mehrheit seiner Bürger nach ein katholischer Staat, aber da sich die Katholiken um das öffentliche Leben wenig kümmern, da sich das Volk bei den Wahlen immer wieder durch hohle Phrasen von der „Gefahr des Klerikalismus für die Republik“ betören ließ, da sich die Gutgesinnten im kleinlichen Parteistreite schwächten, zu wenig um eine starke katholische Presse kümmern, so entwickelten sich jene Zustände, unter denen nun gegenwärtig Frankreichs Katholiken seufzen. Es ist eine alte Wahrheit: Beten allein genügt nicht, am allerwenigsten heutzutage, wo die Sicherheit der unbeschränkten Religionsübung nur durch die politische Freiheit garantiert wird. Haben wir eine christliche Volksvertretung, haben wir eine starke christliche Presse, so kann man auch nicht so leicht Maßnahmen treffen, die gegen unsere Religion, gegen unsere Ueberzeugung gerichtet sind. Wollen wir verhüten, daß uns einmal das Unrecht, das den französischen Katholiken, von seiner sozialistischen Regierung angetan worden ist, erspart bleibe, wollen wir nicht, daß, wenn einst unsere Kinder oder Kindeskinde in die Kirche gehen wollen, sie die Kirche gesperrt und ausgeraubt vorfinden, so müssen wir sorgen, daß unsere Gesetzgebung und Volksvertretung christlich sei. Die Vorbereitung und die Garantie aber für eine christliche Volksvertretung ist die christliche Presse. Halten wir uns immer den Satz vor Augen, den P. Kolb am V. Katholikentage in Wien gesprochen: „Hätten Frankreichs Katholiken 1 Million Franks für ihre Presse verwendet, so hätten sie nicht die vielen Millionen, die ihnen geraubt wurden, verloren!“

Rechter Reichtum.

Vor Gott gilt nicht das Prunkgewand;
Ein treuer Sinn und fleiß'ge Hand,
Ein Herz, recht fromm und Gottes Willen gleich,
Das macht vor'm lieben Herrgott reich.

Drum such' nach diesem Schatz, o Christ,
Du weißt, daß Du dann glücklich bist.
Und tausch mit keinem Krösus ein,
Denn oft ist Erdengut nur Schein.

Zeitgeschichte.

— Schweizerischer Patriotismus. Eine Gesellschaft junger Russen machte eine Kahn-

fahrt in der Schweiz, wobei sie erfahren mußten, welchen Einfluß die Teilsage heute noch auf das Landvolk hat. Die jungen Herren saßen seelenvergnügt in einem Boote und ließen sich über den Luzerner See rudern. Sie genossen mit vollen Zügen die herrliche Umgebung, und einer von ihnen machte einen andern auf irgend etwas Schönes aufmerksam, wobei er ihn „Herr von Gessler“ anredete. — Kaum hatte der alte Bootsmann diesen Namen gehört, als er, ohne ein Wort zu sagen, seinen Kahn auf dem kürzesten Wege ans Ufer ruderte. Dort angelangt, forderte er die bestürzte Gesellschaft auf, sein Boot zu verlassen. Die Insassen des schwankenden Fahrzeuges weigerten sich, die genussreiche Fahrt so ohne ersichtlichen Grund abkürzen zu lassen. Er aber erklärte unbewegt, mit einem Manne, der den verhassten Namen Gessler trage, werde er keine Minute länger zusammenbleiben. — Vergeblich beteuerte der Besitzer des „verhassten Namens“, er stamme durchaus nicht von dem früheren Bedrucker der Schweiz ab; umsonst war alle Ueberredung seiner Freunde; der Bootsmann blieb fest, die Herren mußten aussteigen.

— Eine reiche Bettlerin. Bettlerin und dabei die reichste Frau in der Stadt zu sein, trifft wohl selten zu. Dennoch war dies bei einer Frau James Wharton in Galveston in Texas der Fall. Sie ist etwa 60 Jahre alt, wußte durch Vortrag der kläglichsten Leidensgeschichten, ein Vermögen von zum mindesten einer viertel Million Dollars zusammen zu betteln. Unter den verschiedensten Namen bezog die Frau bei öffentlichen und privaten Wohltätigkeitsgesellschaften Unterstützung. Gewöhnlich appellierte sie an das Mitleid mit der Behauptung, daß zu Hause die Kinder krank seien und daß in der Wohnung kein Bissen Brot vorhanden sei. Eine reiche Dame, die der Bettlerin schon Hunderte von Dollars gegeben hatte, schöpfte schließlich Verdacht und stellte zunächst fest, daß die Frau in drei verschiedenen Banken unter ebenso vielen Namen Depositen und große Ländereien teuer verpachtet habe.

— Ein ungewöhnlicher Gast verursachte in einem Berliner Cafe eine aufregende Szene. Ein flinkes Eichhörnchen war in einem Haus in der Grünstraße seinem Behälter entsprungen und rettete sich, von einer johlenden Menge verfolgt in bekannter Behendigkeit in das Cafe Royal, wo es angesichts der zahlreichen Gäste allerdings sehr verblüfft war, sich dann aber vertrauensvoll zur Kassierin flüchtete, die, nicht sehr erbaut von dem plötzlichen Ueberfall des bissigen Bierfüßler, laut aufschrie und schleunigst ihren Platz räumte. Ein hinzuspringender galanter Gast wollte die Dame von dem kleinen, nervösen Bierfüßler befreien, büßte aber sein mutiges Zugreifen höchst unangenehm, indem ihm das Eichhörnchen einen Finger der rechten Hand derartig durchbiß, daß der also Verletzte die Hilfe der nächsten Unfallstation in Anspruch nehmen mußte, während der braune Flüchtling den allgemeinen Tumult benutzte, um „unbekannt wohin“ zu verduften.

Magdalenens Tochter.

Novelle von Hedwig Berger.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Während sie sich auf dem Sonnenhofe abmühte, hielt Helene ihre Hausgenossin so viel als möglich von den übrigen Dörflern abgeschlossen, um eine Ansteckung hintanzuhalten. Nicht als ob sie eine furchtsame Natur gewesen wäre. Sie war dafür bekannt, daß sie mutig an die ekelsten Krankenbetten zu treten pflegte, um ihre stillen Werke der Barmherzigkeit auszuüben. Auch jetzt half sie freigebig, wo es galt, den Witwen und Waisen der von der furchtbaren Krankheit Hingerastten zu helfen. Aber sie fühlte sich für das Leben ihrer Kinder und ihrer Diensthoten verantwortlich.

Eines Abends besand sie sich mit dem Gesinde — die Kinder schliefen bereits — in der großen Wohnstube.

Sie saß an der Nähmaschine, während die Knechte die Wirtschaftsgüter ausbesserten, und die Mägde dem Geschäfte des Federschleißens oblagen.

Sonst waren diese Abende gar lustig verlaufen. Man lachte und neckte sich, sang lustige Lieder, und oft erzählte auch das eine oder andere eine Gespenstergeschichte, bei der die Knechte lachten und die Mägde das Gruseln überkam. Nicht selten brachte dann die Herrin einige Flaschen Wein und eine Schüssel selbst heretetes Backwerk herbei, um die allgemeine Fröhlichkeit noch zu steigern.

Heute aber lag es wie ein Bann über der kleinen Gesellschaft. Mit trüben Mienen versahen sie ihre Arbeit und sprachen nur flüsternd mit einander. Die traurige Stimmung, die im Dorfe herrschte, hatte sich auch den guten Leuten mitgeteilt. Zwar hatte die verheerende Seuche bis heute ihren Hof verschont, aber wer wußte, ob sie nicht vielleicht morgen schon einbrach? Und dann hatten die meisten von ihren Freunde und Verwandte im Dorfe, für die sie die Gefahr fürchteten, wenn sie sie nicht bereits krank oder gar tot wußten. Unter solchen Umständen ist es unmöglich lustig zu sein.

„O Gott, Deine Hand liegt schwer auf uns“, dachte Frau Weibacher, während sie das lärmende Mädchen einen Augenblick ruhen ließ, und so dann ihre Augen forschend auf die ernstesten Gesichter richtete. „Daß die Prüfung gnädig vorübergehen!“

Und ihre Gedanken flogen hinüber auf den Sonnenhof. Sie wußte, es stand dort nicht gut. Die alte Rosel war bereits gestorben, und der junge Besitzer kämpfte mit dem Tode. Arme Susanne,

es war eine schwere Last, die auf ihren Schultern ruhte. Und doch, Helene beneidete sie! Sie durfte wenigstens um den Geliebten sein, durfte ihn bewachen, um sein Leben ringen, seine Schmerzen lindern! Sie aber — Helene — war verurteilt, fern von ihm sich in Angst und Sorge zu verzehren.

„Ich hatte immer den schlechtesten Teil des Lebens, immer“, dachte Helene, und eine schwere Träne drängte sich an ihre Wimper. „Erst die Ehe mit dem Manne, der mich durch seine Eifersucht quälte — das langjährige Krankenlager, während dessen ich nicht von ihm weichen durfte, sein Tod! Dann die Arbeit als Witwe mit dem Anwesen, die Sorge um die Kinder! Und als endlich eine leise Glückshoffnung in meinem Herzen erwachen wollte, da wurde sie sofort erstickt durch sie — Susanne! Und doch kann ich ihr nicht zürnen. Ich bete nur, daß Gott ihm das Glück schenken wolle durch sie. Nur nicht sterben soll er, nicht sterben! O Gott, sei barmherzig und laß ihn leben, wenn auch fern von mir!“

In diesem Augenblick wurde heftig an das Hoftor geklopft, und gleichzeitig schlug der Haushund, der treue Karo, heftig an.

„Was ist das?“ riefen die Männer, indessen die Frauen angstvoll lauschten. In dieser aufgeregten Zeit witterten sie hinter dem einfachsten Vorkommen etwas Ungewöhnliches.

Das Hochen war verstummt, aber Karo setzte sein Bellen fort, das schließlich mehr und mehr in ein wütendes Geheul überging.

„Da gibt's etwas vor dem Tore“, rief Frau Helene in ihrer entschledenen Weise, und erhob sich. Die sentimentale Stimmung war verdrauscht. „Nehmt die Vaterne, Paul und Nepomuk, und kommt. Wir müssen nachsehen.“

Der Großknecht Nepomuk erhob sich zögernd. Er gehörte nicht zu den Helden, und empfand Frau Helenens Aufforderung mit von der Partie zu sein, sehr unangenehm.

„Wer weiß, wer uns da hinauslocken will, Frau“, gab er ihr zu bedenken. „Ein Mensch, der gute Absichten hat, ist's sicher nicht. Am Ende —“

Aber Paul, der mutiger war, hatte bereits die Vaterne angezündet und war hinausgegangen. Frau Helene folgte ihm, ohne die Befürchtungen des Großknechtes zu beachten. Zurückzubleiben schämte er sich doch und so trottete er mit. Er hielt sich aber wohlweislich ganz zulezt, und löste den Hund von der Kette, ihn sorglich am Halsbande haltend.

Frau Helene schloß das große Hoftor

auf, und Paul leuchtete mit der Vaterne hinaus.

„Da liegt ein Mensch“, rief er, und gleichzeitig riß sich Karo von Nepomuk los, und stürzte sich wild heulend auf die dunkle Masse los, die quer vor dem Tore lag. Unzweifelhaft hätte er den Fremden gebissen, hätte ihn seine Herrin nicht noch rechtzeitig mit einem energischen Auck zurückgerissen. „Ruhig, Karo“, herrschte sie ihn an, und der Hund zog sich widerwillig knurrend zurück.

„Wer ist das?“ erkundigte sich der mutige Großknecht zähnelappernd.

„Ein Strolch“, entgegnete Paul. „Orr, wie zerlumpt seine Kleidung ist!“

„Möglicherweise ist es ein entsprungener Verbrecher, der sich bei uns einschleichen will“, mutmaßte Nepomuk.

„Dummer Angstmeier!“ sagte Paul verächtlich. „Der tut niemand etwas, er rührte ja kein Glied. Er scheint betrunken zu sein — oder ist er am Ende gar tot?“

Nepomuk wich schauernd zurück, Frau Weibacher aber kniete mutig neben dem Regungslosen nieder und legte die Hand auf seine Brust.

„Sein Herz schlägt, wenn auch ganz schwach“, sagte sie. „Wir müssen ihn in das Haus tragen. Hier kann er nicht liegen bleiben, er müßte ja in der Nacht erfrieren.“

Nepomuk sah die Notwendigkeit ein, seine warnende Stimme nochmals zu erheben: „Frau, Frau, wenn das nur ein gutes Ende nimmt! Wer weiß, wen wir da ins Haus schleppen. Am Ende ist's gar ein Typhuskranker.“

Paul stieß einen Auck des Entsetzens aus und auch Frau Helene war erblickt, aber sie faßte sich sofort wieder.

„Auch in diesem Falle dürfen wir den Armen nicht hilflos hier liegen lassen. Habt keine Angst, meine guten Leute! Wenn Gott will, wird er die schreckliche Krankheit an uns vorübergehen lassen; will er aber nicht, so wird sie uns heimsuchen trotz aller Vorsichtsmaßregeln, die wir anwenden. Vorwärts, tragt den Mann hinein!“

Paul hob den Bewußtlosen auf und trug ihn so leicht, als halte er eine Feder in seinen Armen, in das Haus, indessen Nepomuk das Tor wieder verschloß, und den sich noch immer unwillig gebärdenden Hund an die Kette legte.

„Indes, aber auch jedes Gelichter nimmt die Frau ins Haus auf“, rasonnierte er dabei. „Erst bringt sie uns eine Zuchthäuslerin herein, und nun einen Bagabunden, der möglicherweise den Typhus im Leibe hat. Bei dem seligen Bauer wäre so etwas nicht vorgekommen.“

Und mit einem tiefen Seufzer, der der besseren Zeit des seligen Bauers galt, schickte er sich an in die Wohnstube zurückzulehren, als die Bäuerin neuerdings vor ihn trat.

„Ich kann Dir nicht helfen, lieber Nepomuk“, sagte sie bittend, „Du mußt noch einmal in das Dorf und einen Arzt suchen. Es wird Dir nicht schwer fallen einen aufzutreiben. Es ist ja noch nicht so spät, und bei der Menge der Kranken kommt der Doktor fast nicht mehr aus unserem Orte hinaus.“

Der Großknecht erschrak heftig.

„Der Mensch hat den Typhus, ich hab's ja gleich gesagt,“ stotterte er mühsam.

Frau Helene mußte lächeln. „Nein, Nepomuk, den Typhus hat er gottlob nicht, aber krank ist er, und einen Arzt braucht er dringend. Ich bitte Dich, versorge mir einen solchen, mein guter Alter!“ Die resolute Bäuerin konnte auch schmeicheln, wenn sie von ihren Untergebenen etwas verlangte, was über deren Pflichtenkreis hinausging, und dann konnte ihr erst recht niemand etwas abschlagen. Auch Nepomuk nicht. Brummend zog er seinen Oberrock an, nahm die Laterne und ging. Brummend lehrte er auch mit dem Doktor zurück, den er richtig noch bei einem Kranken abgefangen hatte, und dem er schon unterwegs sein Geld geklagt, über die Unvorsichtigkeit der Bäuerin, die ihnen jetzt sicher den Typhus auf den Hals gehetzt habe.

„Gute Bäuerin handelte, wie sie als barmherzige Frau und gläubige Christin handeln mußte,“ entgegnete der Mediziner, ein noch junger Mann, ernst. „Alle Achtung vor einer solchen Frau!“

Der Arzt zuckte zusammen, als er an das Lager des Fremden trat, den man bereits gereinigt und entkleidet hatte und dessen Kopf mit dem wirren ungepflegten Haupt- und Barthaar sich seltsam genug zwischen den blütenweißen Rissen ausnahm. Seine Züge waren verkommen, und die aufgedunsenen, bläulichen Wangen verrieten den Trunkenbold.

„Mein Gott, das ist ja —“

„Julius Hagen, der einstige Totengräber,“ ergänzte Frau Helene gepreßt.

„Was führt den Menschen hierher? — Vielleicht die Sehnsucht nach seiner Tochter, die —“

Der junge Mann verstummte verlegen. Es war ihm noch zur rechten Zeit eingefallen, daß es ja eben die Altbäuerin gewesen, die dieser Tochter Unterstand gegeben.

Frau Helene achtete nicht darauf. Ihre Augen sahen in heißem Flehen zu dem Mediziner empor.

„Wird noch Rettung möglich sein, Herr Doktor?“

Der Arzt blickte sinnend auf die noch immer jugendlich schöne Frau nieder. Es hatte eine Zeit gegeben, da hatte er sie geliebt, und ihr seine Hand angeboten. Aber sie machte es ihm nicht besser als vielen anderen, und fertigte ihn mit einem Korb ab. Es hatte ihn bitter geschmerzt, und er war bis heute unverwundet geblieben, aber er hatte doch geglaubt, überwunden zu haben. Und nun entdeckte er mit einemmale, daß sich doch noch ein warmes Gefühl für sie in ihm regte.

Mit einem Seufzer rüttelte er sich aus seinen Gedanken wach.

„Das kann ich Ihnen erst nach beendeter Untersuchung sagen, Frau Weillbacher.“

Und als er die Untersuchung beendet hatte, schüttelte er den Kopf: „Keine Rettung! Akute Alkoholvergiftung — der Tod muß in einigen Stunden eintreten.“

„Ich dachte es mir. Wird er vor seinem Ende noch einmal zur Besinnung kommen, Herr Doktor?“ forschte Helene mit bebender Stimme.

„Das jedenfalls.“

„Und er wird dann noch imstande sein, zusammenhängend zu sprechen?“

„Auch das!“ Verwundert sah der Arzt auf die erregte Frau. Was bezweckte sie mit diesen Fragen? Hinter ihrer klaren weißen Stirn schien ein Gedanke zu arbeiten, aber schließlich — was ging es ihn an? Er hatte kein Recht, sich ihr Vertrauen zu erbitten. So gab er noch einige Verhaltensmaßregeln und empfahl sich.

Der Kranke lag regungslos in den Rissen. Seine Brust hob und senkte sich kaum bemerkbar. Babetta saß neben ihm und ließ ihn nicht aus den Augen.

Frau Helene schritt aufgeregt im Zimmer auf und ab. Ihre Finger schlangen sich krampfhaft in einander.

„Nun ist der Augenblick da, auf den ich seit Jahren hoffe und warte,“ flüsterten ihre zuckenden Lippen. „Nun muß es sich entscheiden, ob Franz noch glücklich werden darf oder nicht. O Gott, erbarme Dich, schenke dem Unseligen eine halbe Stunde klarer Besinnung, lenke sein Herz zur Reue! Es handelt sich ja um zwei Menschenleben!“ Und sie kniete neben dem Bette nieder, und hob die gefalteten Hände empor in heißem, innigem Gebet.

Der ehemalige Totengräber schlug mit einem schmerzlichen Stöhnen die Augen auf.

„Frau, er erwacht!“ rief Babetta leise. Helene schnellte empor und war im Nu an seiner Seite.

Der irr umherschweifende Blick des Kranken klammerte sich förmlich an ihren lieblichen Zügen fest.

„Wer sind Sie?“ stammelte er.

„Wie fühlen Sie sich, Julius Hagen?“ fragte Frau Helene statt der Antwort zurück.

Ein heftiges Erschrecken glitt über die verschwommenen Züge des Verkommenen.

„Sie kennen mich?“ stotterte er.

„Gewiß.“

„Nein, nein, Sie irren sich. Ich bin nicht der Totengräber von Meeritz, ich bin es nicht. Ich habe die Toten nicht ausgegraben und beraubt, nein, ich habe es nicht getan.“

Plötzlich lehrte dem Fiebernden das klare Bewußtsein zurück. „Was habe ich jetzt gesagt?“ kreischte er ängstlich.

„Nichts, was ich nicht schon wußte,“ entgegnete Frau Helene ruhig.

„Ich bin verraten!“ schrie der Glende auf.

„Nein, nur erkannt. O Julius Hagen, Sie sind doch Soldat gewesen, wie können Sie so feige sein und Ihre Tochter für eine Tat büßen lassen, die Sie selbst verübt? Vielleicht müssen Sie bald vor Gottes Richterstuhl erscheinen — wie werden Sie vor ihm bestehen mit einer solchen Schuld?“

Hagens aufgedunsene Züge verzerrten sich grauenhaft. „Sterben — ich muß sterben?“ leuchte er.

„Ich sage nicht, daß Sie sterben müssen, sondern daß Sie sterben könnten,“ verbesserte sich die junge Frau schnell. „Auf jeden Fall ist es besser, Sie bringen Ihr Gewissen in Ordnung. Sie werden dann auch umso leichter genesen.“

„Wo ist Susanne?“

„Sie ist nicht hier?“ entgegnete Frau Weillbacher ausweichend.

„Das ist auch gut so. Ich könnte es nicht über mich bringen, ihr in die Augen zu sehen. Ist sie noch im Gefängnis?“

„Nein, sie ist bereits entlassen worden, und ernährt sich von ihrer Hände Arbeit unter Deuten, die sie verachten und verfehlen.“

„Ja, ja, sie ist Magdalenens und meine Tochter,“ murmelte der ehemalige Offizier. „Wir sind unglücklich gewesen, sie muß es auch sein. Der Fluch vererbt sich.“

„Aber Susanne könnte noch glücklich werden, und ihre Stellung in der menschlichen Gesellschaft zurückerringen, wenn Sie sprechen wollten, Herr Hagen,“ sagte Helene flehend: „Erbarmen Sie sich des armen Kindes! Sie können Ihr ganzes vergangenes Leben sühnen, wenn Sie sprechen. O, legen Sie ein Geständnis ab!“

„Wie aber, wenn ich wieder geneset,“ forschte Hagen mit einem Anflug seiner alten Selbstsucht.

„Dann gebe ich Ihnen die Mittel nach Amerika zu fliehen, und werde von Ihrem Geständnis erst dann Gebrauch machen, wenn Sie in Sicherheit sind, das Schwöre ich Ihnen zu.“

„Ich gebe nichts auf Schwüre. Aber wenn Sie mir das schriftlich geben wollten —“

„Gut, auch das will ich gerne tun.“

„Wie kommt es eigentlich, daß Sie sich um meine Tochter so warm annehmen? forschte der ehemalige Totengräber mißtrauisch.“

(Schluß folgt.)

Das christliche Jahr.

Monatskalender.

Vom 16.—31. Juli.

16. Dienstag. Maria vom Berge Karmel, (Skapulierfest); Rainildis, Jgf. und Mart. († 680); Ceslaus, Bek.; Stephan, Abt († 1134). — 17. Mittwoch. Merius, Bek. († 417); Marzellina, Jgf. († 398). — 18. Donnerstag: Kamill v. Velli, Ordensstifter († 1614); Friedrich, Bisch. und Mart. († 838); Arnold, Bek. († 843). ☉ Erstes Viertel um 2 U. 9 M. nachm. — 19. Freitag. Vinzenz v. Paul, Ordensstifter († 1660); Aurelia, Jgf. u. Mart. († 856); Alfred, König. — 20. Samstag. Hieronymus Nemiliani, Ordensst. († 1537); Margarita Jgf. u. Mart. († 275); Elias, Prophet, Landesfeiertag in Kroatien.)

21. Sonntag. Praxedes, Jgf. († 250); Arbogast Bisch. († 878). Evangelium (Luk. 19, 41—47): Jesus weint über Jerusalem und lehrt dann das Volk im Tempel.

22. Montag. Maria Magdalena, Büßerin († 1. Jhrt.) — 23. Dienstag. Apollinaris, Bisch. u. Mart. († 101); Viborius, Bisch. († 396). — 24. Mittwoch. Christina, Jgf. u. Mart. — 25. Donnerstag. Jakob d. Aeltere, Apostel; Christophorus, Mart. († 251); Wagnerich, Bisch. († 56). ☾ Vollmond um 5 U. 27 M. mgs. — 26. Freitag. Anna, Mutter Mariä; Valens, Bek. († 531). — 27. Samstag. Pantaleon, Mart. († 305); Berthold, Abt († 1142).

28. Sonntag. Viktor, Papst, († 202); Nazarius u. Celsus, Mart. († 68); Innocenz, Papst, († 417). Evangelium (Luk. 18, 9—14): Jesus zeigt am Gleichnis vom stolzen Pharisäer und reumütigen Zöllner, daß die demütige Reue den Menschen Gnade finden läßt und wer sich selbst erhöht, erniedrigt, und wer sich selbst erniedrigt, der wird erhöht werden.

29. Montag. Martha, Jgf. († 1. Jhdt.); Felix, Papst u. Mart. († 365); Beatrix, Jgf. u. Mart.; Olaf, König u. Mart. († 11. Jhdt.) — 30. Dienstag. Abdon u. Sennen, Mart. († 250); Julitta, Mart. († 305). — 31. Mittwoch. Ignatius v. Loyola, Ordensstifter, († 1556); Germanus, Bek. († 418). Sonnenaufg. 4 U. 27 M., Unterg. 7 U. 44 M. Tglg. 15 St. 17 M.

16. Juli.

Skapulierfest oder Maria vom Berge Karmel.

Eine im kath. Volke sehr beliebte Marienfeier ist das Skapulierfest oder die Gedächtnisfeier Mariä vom Berge Karmel. Ursprünglich ein bloßes Fest des Karmeliter-

ordens, fand es mit der Verbreitung des Skapuliers immer weitere Aufnahme in der Kirche des Abend- und Morgenlandes.

Der Karmeliterorden verdankt seine Gründung dem Gelübde eines Kreuzfahrers, namens Berthold von Calabrien, der sich nach einem erfolgten Siege mit 10 Genossen auf den Berg Karmel zurückzog und dort bei der Höhle des Elias eine Hütte baute, die sich bald zu einer klösterlichen Genossenschaft von Einsiedlern erweiterte. Sie erhielten später vom Bischof von Jerusalem eine strenge Ordensregel und machten sich insbesondere die Verehrung der allerseligsten Jungfrau zur Pflicht, weshalb sie auch Orden der seligsten Jungfrau Maria vom Berge Karmel genannt werden. Als die Karmeliter im hl. Lande von den Sarazenen viel Ungemach zu erdulden hatten, kamen sie nach dem Abendlande, wo ihre Zahl stark wuchs. Als erster General des im Jahre 1245 von Papst Innocenz IV. bestätigten Ordens wurde der hl. Simon Stock, ein Engländer, gewählt, unter dessen Leitung sich der Orden über ganz Mittel- und Westeuropa ausbreitete. Diese rasche Verbreitung verdankt der Karmeliterorden hauptsächlich dem Skapulier.

Von dem für die Verehrung Mariens hochbegeisterten hl. Simon Stock wird nun erzählt, daß, als der Heilige einmal im eifrigsten Gebete zu Maria sich befand, ihm die Gottesmutter mit dem Jesukinde, begleitet von vielen Engeln erschienen sei, und ein Skapulier in der Hand haltend gesagt habe: „Nimm hin das Skapulier Deines Ordens als ein Zeichen meiner Bruderschaft, Dir und allen Karmeliten ein besonderes Gnadenzeichen; wer in diesem Gnadenkleide fromm sterben wird, soll das ewige Feuer nicht leiden.“ Diese Vision hat auch keine begründeten Bedenken gegen sich, so daß Papst Benedikt XIV sagt: „Wir glauben, daß dieselbe wahr ist und von allen als wahr angenommen werden kann.“ Doch handelt es sich hier um keinen Glaubenssatz, sondern um eine Privatoffenbarung, die zu glauben niemand verpflichtet wird. Um auch recht viele Laien dieser besonderen Gnadenweisung Mariens teilhaft zu machen, wurde das Skapulier der Karmeliter auch anderen frommen Christen und Verehrern Mariens zu tragen erlaubt. Daraus entstand das Skapulier in seiner jetzigen kleinen Form, bestehend aus zwei über die Schulter und Brust hängenden, durch Schnürchen verbundenen Blättchen braunen Tuches. Durch das Tragen dieses an das Ordenskleid des ältesten Marienordens erinnernden Skapuliers soll angedeutet werden, daß der Christ sich unter den Schutzmantel Mariens begibt und des schlichten Gnadenzeichens Mariens sich nicht schämt, sondern durch ein frommes, bußfertiges, keusches Leben sich dieses Kleides der reinsten Jungfrau würdig erweisen will. Das Skapulier soll zur besonderen Verehrung Mariens ständig aneifern und uns gemahnen, allezeit jenes hochzeitliche Kleid zu tragen, das uns würdig macht, in den ewigen Karmel d. h. Garten Gottes einzugehen. Der Berg Karmel, der gegen das Meer sich hinziehende südliche Ausläufer des Libanongebirges, ist ein Sinnbild Mariens

durch seine majestätische Anmut, Fruchtbarkeit und überaus reiche und mannigfaltige Flora. Seine Triften sind voll fetten grünen Grasschwes, Hyazinthen, Narzissen und andere duftende Blumen gedeihen dort, wie Plinius schreibt, herrlich, Delbäume, Sträucherwerk und Weinberge bedecken ihn, seine reichen Wasserbäche befruchten die anschließende Ebene und von seinem Scheitel bietet sich der herrlichste und erhebeadste Ausblick auf das Meer und das hl. Land. Darum wird die Braut des Hohenliedes, unter der die Schriftausleger Maria verstehen, der Schönheit ihres Hauptes wegen mit dem Karmel verglichen. Maria ist durch ihren Tugendreichtum, ihre Gnadenfülle, ihre übernatürliche Fruchtbarkeit und himmlische Anmut zu einem Paradiesesgarten Gottes auf Erden geworden, von der es im Hohenliede heißt: „Ein verschlossener Garten bist Du, meine Schwester, meine Braut, eine versiegelte Quelle, Dein Wachstum ein Paradies von Granaten samt köstlichsten Früchten.“

Aber auch in anderer Hinsicht ist der Karmel ein Sinnbild der Gottesmutter. Auf dem Berge Karmel erbaute Elias jenen Altar von zwölf Steinen, auf den Feuer vom Himmel herniederfiel. Maria ist jener Altar, auf den der Sohn Gottes herniederstieg, Maria ist der Karmel, an dem das auserwählte Volk sich versammelt und Gottes Wunderwerke schaut. Als Elias am Berge Karmel betete, da stieg nach 3 1/2 jähriger Dürre die regenbringende Wolke über den Karmel nieder und befruchtete wieder das Land. Maria, dieser Gottesgarten, wurde von der göttlichen Gnadenwolke überschattet, die uns die Schleusen des Himmels wieder öffnete und Ströme der Gnade brachte. Auf dem Berge Karmel wohnten zeitweise die Propheten Elias und Elisäus und errichteten dort eine Art Prophetenschule. Auch in christlicher Zeit zogen sich fromme Christen auf den Berg Karmel zurück, um hier in der Einsamkeit dem Gebete obliegen zu können. Die Kaiserin Helena pflanzte auf dem Scheitel des Karmel das Kreuz auf und baute daselbst eine Kirche, um die sich fromme Christen als Einsiedler scharten, zumal der Berg gegen 1000 Höhlen aufweist, die zu einem Einsiedlerleben einladen. Zu Ehren des Propheten Elias wurde 1180 auf dem Berge Karmel das Eliaskloster mit einer Kapelle zu Ehren der allerseligsten Jungfrau gebaut. Wie einst Elias seinen rauhen Mantel dem Elisäus umhängte und ihn so zum Propheten, zum Auserwählten Gottes machte, so tut es auch Maria mit denen, die sich in den besonderen Schutz Mariä begeben und sich auch äußerlich durch ihr Kleid als ihre Diener bekennen.

Rechtstunde.

Straßenbahnbedienstete

genießen nach einer Entscheidung des k. k. Obersten Gerichts- und Kassationshofes den Schutz des § 68 des Strafgesetzes (Zusammenrottung, Widerspenlichkeit oder Gewalttätigkeit gegen amtliche Personen) nicht bloß bei Verrichtung ihres Dienstes im Straßenbahnwagen selbst, sondern auch außerhalb desselben, soweit sie polizeiliche Funktionen im Sinne

des § 102 der Eisenbahnbetriebsordnung ausüben.

Entscheidung im Konkursverfahren.

Anlässlich einer eingebrachten Nichtigkeitsbeschwerde hat der k. k. Oberste Gerichts- und Kassationshof folgende Entscheidung getroffen: Der Umstand, daß ein in Zahlungsunfähigkeit verfallener Schuldner nach Eintritt der Ueberschuldung nicht sogleich selbst den Konkurs angemeldet hat, genügt für sich allein zur Begründung des Tatbestandes des dritten Deliktalles der Eingangsbestimmungen des § 486 des Strafgesetzes nicht. Dieser erheischt vielmehr, daß der Kreditdarsteller außerdem im Zustande der Ueberschuldung neue Schulden gemacht, Zahlungen geleistet, Pfand oder Bedeckung angewiesen hat.

Aus dem Leben Papst Pius X.

In der Beilage zu den „Eichsf. Volksbl.“ vom 8. Juni l. J. lesen wir:

Papst Pius X. begab sich eines Tages, als er noch Bischof von Mantua war, in die Nachbardiözese auf eine Wallfahrt zum Grabe des heil. Antonius von Padua. Er schritt zu Fuß einher, ohne äußerliches Zeichen seiner bischöflichen Würde, ein kleines Täschchen in der Hand. Auf der Rückreise trat er des Morgens in eine kleine Dorfkirche und ersuchte in der Sakristei den Pfarrer um die Erlaubnis, die hl. Messe feiern zu dürfen. Der Pfarrer war ein sehr eifriger Priester, und ein Mann von offenem Charakter, der keine Komplimente machte. Er kannte den vermeintlichen Priester nicht, der ihn bat, die heilige Messe in seiner Kirche feiern zu dürfen, und noch weniger vermutete er, daß er den gefeierten Bischof von Mantua vor sich habe.

„Haben Sie Ihren Ausweis bei sich, Ihr Belebret?“ fragt er.

„Das hab' ich nicht,“ war die bescheidene Antwort.

„Wer sind Sie denn?“

„Ein Priester aus der Diözese Mantua.“

Der Pfarrer zögerte einen Augenblick, sah sich seinen Besucher scharf an, und auf den guten Eindruck hin, denn er auf ihn machte, sprach er: „Nun für dieses mal dürfen Sie zelebrieren, aber Sie müssen dafür sorgen, mit der nötigen Empfehlung von seiten Ihres Bischofs versehen zu sein.“

Dem Bischof machte es ein großes Vergnügen, so behandelt zu werden. Er feierte das heilige Opfer und machte danach seine Dankagung in der Sakristei. Da kommt der Pfarrer wiederum auf ihn zu und spricht: „Kommen Sie nun herein und trinken Sie bei mir eine Tasse Kaffee.“

„Besten Dank, Herr Pfarrer, ich gedachte unmittelbar weiterzuziehen.“

„Komm, komm, zuerst eine Tasse Kaffee, oder doch wenigstens ein Glas Wasser!“

In Italien nehmen nicht wenige, selbst Arbeiter, des Morgens nichts anderes, als ein Glas Wasser. Sie gingen sodann zusammenhinein, und als sie sich gesetzt hatten, begann aufs neue unser guter Pfarrer seinen Gast auszufragen: „Sie sind also aus der Diözese Mantua. Was haben Sie da zu tun, sind Sie Pfarrer?“

„Nein, Herr Pfarrer, ich bin es zwar gewesen, bin's aber nun nicht mehr.“

„So, und dennoch sind Sie noch jung. Freund, das ist nicht gut. Sie sind Priester geworden, nicht um nichts zu tun, sondern um zu wirken und zu arbeiten im Weinberge des Herrn. Ein Priester, der in der Kraft seines Lebens nichts tut, kann solches vor Gott nicht verantworten, selbst wenn er sonst brav lebt; er muß Seelen retten und wirken für die hl. Kirche.“

So ging das Gespräch eine Zeit lang fort, und der demütige, eifrige Bischof belustigte sich an dem aufrichtigen, ungekünstelten Eifer des guten Dorfpfarrers. Als er schließlich sich erhob, um seine Reise fortzusetzen, nahm ihn der Pfarrer, auf den er sichtlich einen sehr günstigen Eindruck gemacht hatte, bei der Hand und sprach ermahmend: „Beste Freund, Sie gehen nun nach Mantua zurück. Hören Sie auf den guten Rat, den ich Ihnen erteile: Wenn Sie nach Hause angekommen sind, begeben Sie sich zu ihrem Bischof und sagen ihm: „Eure Gnaden, sehen Sie mich hier, bereit zu arbeiten und mich nützlich zu machen zum Heile der Seelen. Sie können über mich verfügen nach Belieben.“

„Besten Dank, Herr Pfarrer, für Ihren guten Rat. Leben Sie wohl!“

Der Bischof ging seines Weges und war vielleicht eine Stunde lang fort, als unser guter Pfarrer einen Besuch erhielt von Seiten eines Priesters von Padua.

„Also, Herr Pfarrer, eine große Ehre, hohen Besuch gehabt heute morgen?“

„Ich? Niemand besonders hier gewesen.“

„Wieso? Hat denn nicht der Bischof von Mantua heute morgen hier die hl. Messe gelesen? Er sagte mir, daß er im Sinne habe, das hier zu tun.“

Jetzt stieg plötzlich bei unserm guten Pfarrer eine Ahnung auf, die bis zur Sicherheit anwuchs beim Anhören der Beschreibung der Person des Bischofs.

Nicht wenig verlegen über die Art und Weise, mit der er den hochverehrten Prälaten behandelt hatte, schrieb er ihm sofort einen Brief voller Entschuldigungen und bat um Verzeihung für seine Freiheit und Unehrebarkeit.

Jedoch der fromme Bischof von Mantua, der den priesterlichen Eifer des guten Pfarrers, sowie dessen Aufrichtigkeit und Geradheit sehr hoch schätzte, antwortete ihm:

„Hochverehrtester Pfarrer! Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen, noch auch um Verzeihung zu bitten. Ich habe Ihren Eifer bewundert, er verdient jedes Lob. Fahren Sie fort, so zu wirken und zu eifern für die Ehre Gottes und das Heil der Seelen.“

Siehe da einen Zug, in dem du sowohl die Einfachheit unseres hl. Vaters Pius X., als seine priesterliche Demut, sowie auch seinen Eifer und seine Liebe erkennen und bewundern kannst.

Wer eine ganze Reihe solcher Züge aus dem Leben Papst Pius X. wie überhaupt eine verlässliche Darstellung der bisherigen Wirksamkeit Sarto's lesen will, der lasse sich das soeben erschienene Büchlein Papst Pius X. von Jos. Dillinger (63 Seiten, einzeln post-

frei 28 h, Verlag von U. Opitz in Wernsdorf) senden.

Zeitgeschichten.

— **Brände und Unglücksfälle.** In Neunkirchen bei W. Neustadt brach am 1. Juli beim Gistwirte Weitbauer Feuer aus, das im Sturmwinde auch die Kirche, das Minoritenkloster und 15 Wohnhäuser ergriff; der Schaden dürfte 600.000 Kronen übersteigen. — Die Papierfabrik Hamburger in Blindendorf bei Gloggnitz ist am 11. Juli abgebrannt; 400 Arbeiter wurden dadurch brotlos. — Durch Einsturz einer großen Gießerei in Philadelphia kamen nach New-Yorker Nachrichten vom 11. Juli 75 Personen um; die Fabrik war ein eiserner, dreistöckiger Bau. — Im Theater in Samkong in der Binnmeile von Kanton brach, wie ein Telegramm aus China am 11. Juli meldete, während der Vorstellung Feuer aus. 500 Personen fanden in den Flammen den Tod, mehrere Hundert erlitten schwere Verletzungen.

— **Ein probates Mittel.** Ein Stammgast der Pariser Trinkhallen, ein vornehmer Herr empfand lebhafteste Beschämung darüber, daß er fast jeden Abend schwer betrunken seinem Heim zuwankte. Eines Abends, an dem er nicht getrunken hatte, begab es sich nun, daß die Vorsehung einen Klubfreund über seinen Weg führte, der so furchtbar betrunken war, daß zwei Polizisten ihn nur mit aller Mühe aufrecht halten konnten und ihn einfach zur Polizeiwache führten. Dieses Schauspiel erweckte seinen Ekel und er ging zu einem Fabrikanten von Kinematographenbildern und ließ von ihm die Szene aufnehmen, die er soeben gesehen hatte und in der er nun selbst die Hauptperson darstellte. Und wenn er nun zu Hause sitzt und der alte Trunkenbold in sich wieder regt, dann sagt er einfach zu seinem Diener: „Lassen Sie den Kinematographen gehen!“ Und das Resultat ist großartig: er setzt sich stoisch hin und trinkt eine Schale Kamillentee. Zu was der Kinematograph nicht alles gut ist!

— **Eine gereizte Häsini.** Nicht weit von einem vielbegangenen Wege, erzählt ein Jäger, sah ich eine große graue Kaze durchs Korn schleichen; plötzlich fuhr eine Häsini, jedenfalls besorgt um ihre zwei Jungen, auf die erschreckte Miese und trieb sie, was die Läufe nur hergeben wollten, den ganzen Acker hindurch bis zum Grabenrand. Hier wurde zwar die wilde Jagd von mehreren Passanten mit lautem Hallo begrüßt, aber nichtsdestoweniger setzte die kühne Hasenmutter ihre Verfolgung über die breite Straße fort, bis die Kaze in den Wipfel eines Apfelbaumes geklettert war.

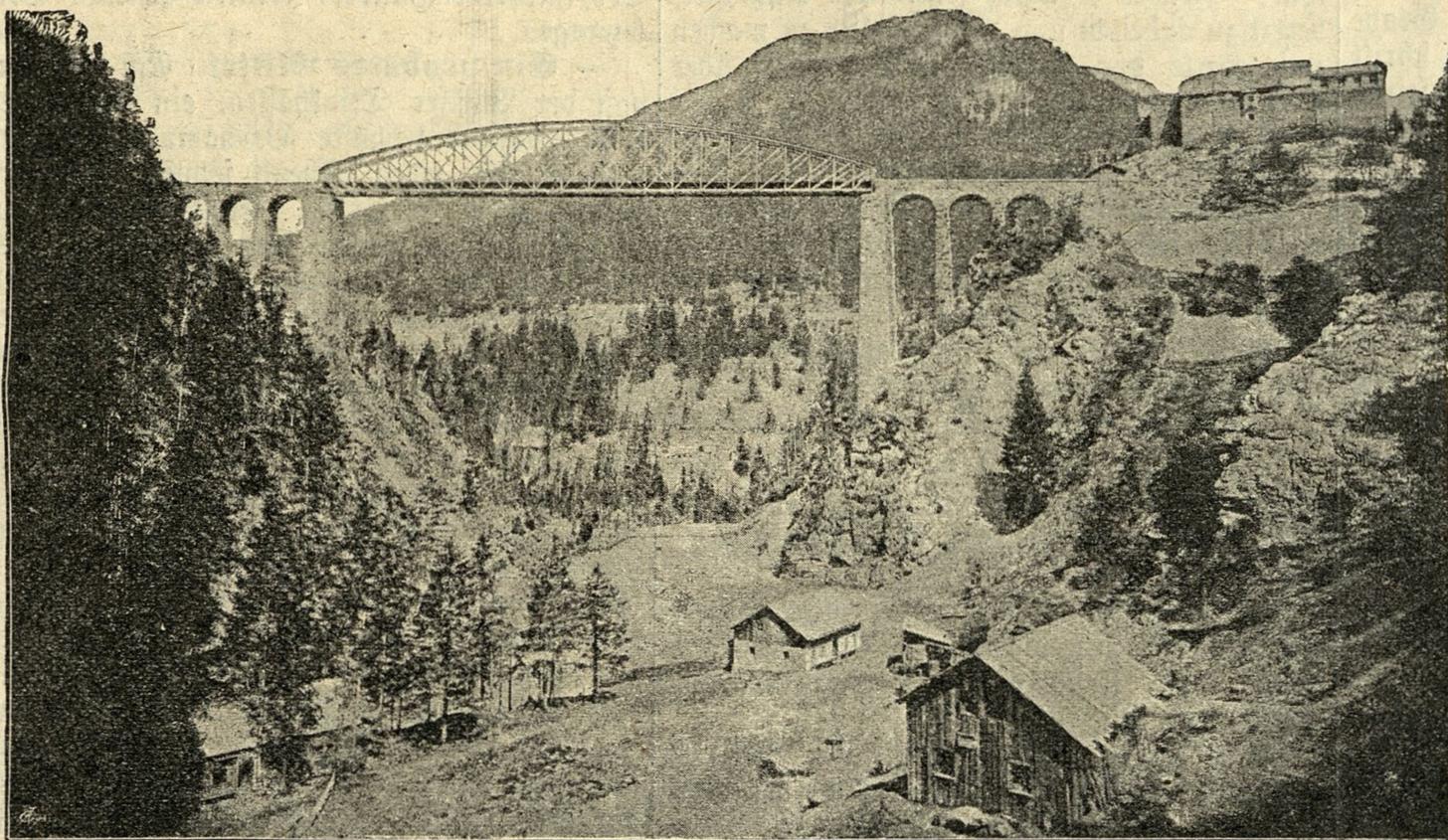
— **Die Sprache wiedergefunden.** Ein junger Musiker in London, der vor sieben Jahre infolge von Ueberarbeitung die Sprache verloren hatte, erhielt diese wieder, als plötzlich vor ihm eine Sodawasserflasche explodierte. Die Kehle ist noch etwas verengt, es unterliegt jedoch ärztlicherseits keinem Zweifel, daß der Musiker die Sprache nun behalten wird.

Die Trisannabrücke.

Wer einmal von Innsbruck nach Bregenz, der Hauptstadt Vorarlbergs, gefahren, dem ist sicherlich die große Eisenbahnbrücke aufgefallen, über die die Bahn bald hinter Landeck fährt, wenn er beim Fenster hinausgeschaut hat; und es ist ihm vielleicht ganz schwindlig geworden, wenn er in die gewaltige Tiefe hinabgeblickt hat. Diese Brücke führt nicht eigentlich über ein Flößchen, sondern über ein Tal, das die Fluten des Bergwassers der kleinen Trisanna durchschäumen. Die Brücke ist 230 Meter lang und liegt 86 Meter hoch über der Talsohle, die Spannweite allein ist 116 Meter lang. Einst galt diese Brücke als eine Glanzleistung auf eisenbahntechnischem Gebiete. Aber der Fortschritt hat in neuester Zeit schon bedeutend größere Taten vollbracht. Doch einstweilen gilt diese Brücke noch immerhin als eine der großartigsten in der österr.-ungarischen Monarchie.

loren," rief ein Bergmann, "es ist unmöglich, den Ausgang zu erreichen." Mit aller Kraft eilten sie wieder zurück, woher sie gekommen. Bis dorthin war das Wasser noch nicht gedrungen. Sie nahmen jetzt zwei kleine Wagen, stellten sie aufeinander, legten große Kohlenblöcke darauf und machten sich Sitze darauf zurecht. Dort saßen sie nun und erwarteten das Schlimmste. "Gott möge sich meiner lieben Frau und meiner Kinder erbarmen. Wir wollen mit Ergebung in den Willen Gottes sterben," sagte Kotta, zog seinen Rosenkranz hervor und betete; die anderen beteten mit. Stunden vergingen und die immer mehr sich verschlechternde Luft bewirkte, daß den Arbeitern die Sinne schwanden. Während dieser Zeit war man über der Erde fieberhaft tätig, um das Wasser aus der Grube herauszupumpen, welches durch einen unterirdischen Zufluß aus einem Teiche eingedrungen war. Als man die Wasserabnahme des Teiches bemerkte hatte und vom Grubenunglück gehört,

zur Ruhe begeben, da pochte es heftig an seiner Tür und noch dringender als vorher wurde er nach demselben Hause gerufen. Wieder ging er dorthin und wieder erhielt er auf eindringliches Befragen denselben Bescheid, und es blieb ihm nichts anderes übrig, als wieder zurückzukehren. Noch hatte er seine Wohnung nicht erreicht, als er sich festgehalten fühlte, und eine Stimme, die auch dem begleitenden Sakristan vernehmbar war, ihn beschwor, zu demselben Hause eilends zurückzukehren, da keine Zeit zu verlieren sei. — Zum dritten Male eilte der eifrige Priester zu dem bezeichneten Hause, und hier erfuhr er endlich, daß hoch oben im Hause noch eine Frau wohne, mit der niemand Verkehr habe. Kellermann stieg hinauf und fand dort ein altes Mütterchen dem Tode nahe, das bei seinem Eintritte sprach: "Gott sei Dank, daß Sie kommen!" — Nachdem sie gebeichtet, und die heiligen Sterbesakramente empfangen hatte, fragte der Priester: "Sagt' mal, liebe Frau, habt ihr wohl viel um eine glückliche Sterbestunde gebetet?" Die Frau erwiderte: "Ja, ich habe täglich den hl. Josef gebeten, mir durch seine Fürbitte eine glückselige Sterbestunde zu erwirken. Dort auf dem Fenster liegt das alte Buch, aus dem ich dieses Gebet alle Tage verrichtet habe." Tief ergriffen sprach Kellermann: "Nun dankt mit mir für die Fürbitte des hl. Josef, daß ich dreimal auf wunderbare Weise zu Euch gerufen worden bin, und laßt uns das Gebet jetzt zusammen zur Dankagung verrichten." Er nahm das Blatt, sie sprachen gemeinsam das Gebet und das Mütterlein schloß die Augen für immer.



Die Trisannabrücke.

Unter der Erde.

"Sei nur recht vorsichtig heute bei der Arbeit, mir ist bange, als müßte dir ein Unglück zustoßen," sagte die Frau des Bergmanns Kotta zu ihrem Manne, als er eines morgens an die Arbeit ging. "Sei nicht ängstlich, liebe Frau," entgegnete der Mann, "ich stehe in Gottes Hand, er wird mich beschützen." Die Arbeit im Schachte ging ruhig seinen Gang bis gegen Mittag. Da bemerkte ein Arbeiter, daß sich Wasser ansammelt an einem Orte, wo sonst keines zu sehen war, und das Wasser stieg und verbreitete sich. "Da ist etwas nicht in Ordnung," sagte Kotta und befahl einem Arbeiter, hievon dem Steiger Meldung zu machen. Dieser eilte fort und kam nicht wieder zurück. Kotta und noch vier Arbeiter eilten nun vorwärts, um der Gefahr zu entkommen. Sie standen bereits bis zur Brusthöhe im Wasser und bis zum Förderschachte waren wenigstens noch 300 Schritte. "Wir sind ver-

wurden sofort die Schleusen geöffnet und der Teich abgelassen. Die Familienglieder der Bergleute eilten bangen Herzens herzu, um nach ihren Angehörigen zu forschen. Frau Kotta kniete Tag und Nacht mit ihren Kindern vor der Grube, zum Himmel flehend um Erbarmen. Drei Bergleute hatten im Wasser den Tod gefunden. Kotta wurde gerettet, sein Leben stand in Gottes Hand und Gott erbarmte sich seiner.

Erhörtes Gebet.

Der verstorbene in weiten Kreisen bekannte Bischof von Münster, Kellermann, wurde in einer Nacht eilends zu einem Kranken gerufen. Als er zu der bezeichneten Wohnung kam, fand er alles in tiefem Schlafe, und die Hausbewohner versicherten ihm, daß kein Kranker im Hause sei, der nach einem Beistand verlange. — Kellermann kehrte in seine Wohnung zurück. Doch kaum hatte er sich

zur Ruhe begeben, da pochte es heftig an seiner Tür und noch dringender als vorher wurde er nach demselben Hause gerufen. Wieder ging er dorthin und wieder erhielt er auf eindringliches Befragen denselben Bescheid, und es blieb ihm nichts anderes übrig, als wieder zurückzukehren. Noch hatte er seine Wohnung nicht erreicht, als er sich festgehalten fühlte, und eine Stimme, die auch dem begleitenden Sakristan vernehmbar war, ihn beschwor, zu demselben Hause eilends zurückzukehren, da keine Zeit zu verlieren sei. — Zum dritten Male eilte der eifrige Priester zu dem bezeichneten Hause, und hier erfuhr er endlich, daß hoch oben im Hause noch eine Frau wohne, mit der niemand Verkehr habe. Kellermann stieg hinauf und fand dort ein altes Mütterchen dem Tode nahe, das bei seinem Eintritte sprach: "Gott sei Dank, daß Sie kommen!" — Nachdem sie gebeichtet, und die heiligen Sterbesakramente empfangen hatte, fragte der Priester: "Sagt' mal, liebe Frau, habt ihr wohl viel um eine glückliche Sterbestunde gebetet?" Die Frau erwiderte: "Ja, ich habe täglich den hl. Josef gebeten, mir durch seine Fürbitte eine glückselige Sterbestunde zu erwirken. Dort auf dem Fenster liegt das alte Buch, aus dem ich dieses Gebet alle Tage verrichtet habe." Tief ergriffen sprach Kellermann: "Nun dankt mit mir für die Fürbitte des hl. Josef, daß ich dreimal auf wunderbare Weise zu Euch gerufen worden bin, und laßt uns das Gebet jetzt zusammen zur Dankagung verrichten." Er nahm das Blatt, sie sprachen gemeinsam das Gebet und das Mütterlein schloß die Augen für immer.

Ein barmherziger Fürst.

Ludwig, Herzog von Burgund, war einer der edelsten und besten Fürsten, die Frankreich besaßen hat. Er war von dem geistreichen und frommen Erzbischof Fenelon erzogen worden. Da zu jener Zeit, zu Anfang des 18. Jahrhunderts, blutige

Kriege und eine schreckliche Hungernot wütheten, verkaufte der edle Herzog alle seine Habe und teilte den Erlös unter die Armen aus. Er besaß schließlich nichts mehr als ein goldenes Kreuz, das in Diamanten gefaßt war und einen sehr hohen Wert hatte. Da nahm er das Kreuz und gab es hin mit den Worten: "Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen."

Der Strumpf.

Am 15. März 1837 wurde in Posen ein furchtbares Verbrechen verübt. Ein Gutsbesitzer, Vater von 11 Kindern, der einige Dienstboten im Verdacht des Diebstahls hatte, begab sich eines Abends in den Schafstall, um nachzusehen, ob alles in Ordnung sei. Kaum war er eingetreten, da ergriff der Schafjunge eine Art, und schlug seinen Herrn damit auf den Kopf, so daß er besinnungslos zusammensank. Bald kamen zwei Knechte,

welche den besinnungslosen Herrn vollends erschlugen. Sie raubten dem Leichnam die Beinkleider und Stiefel und vergruben ihn in einem Düngerhaufen. Die Familie wartete vergebens auf die Rückkehr des Vaters. Eine Tochter nahm nun eine Laterne und ging in den Stall, um den Vater zu suchen. Die Knechte wollten den Herrn gar nicht gesehen haben. Da sah das Mädchen einen Strumpf des Vaters, der jedenfalls beim Entkleiden nicht bemerkt worden war. Ohne etwas merken zu lassen, hob sie den Strumpf auf und verließ den Stall. Totenbleich teilte sie ihre Besorgnis den Ihrigen mit. Ohne Lärm und Aufsehen zu machen schickten sie zum Richter, der sofort erschien und die Knechte festnehmen ließ. Die Schuldigen bekannten das Verbrechen und erhielten die verdiente Strafe. So brachte ein nichtbeachteter Strumpf schnell das Verbrechen an den Tag. Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt doch an die Sonnen.

Der Trompeter.

Bin ein lustiger Trompeter,
Geh mich überall frisch und keck,
Blase meine frohen Lieder,
Spiele alles flott vom Fleck.

Kenne keine sauren Sorgen,
Geh's mir schlecht, blas' ich ein Stück,
Denn wir Musikanten finden
Unser Glück in der Musik.

Spiele schneidig heit're Märsche,
Wenn das Paar zur Hochzeit zieht.
Dreht sich froh der Tanzesreigen,
Spiel ich ein süß' Walzerlied.

Trägt zu Grabe man den Toten,
Weint vom Turm der Glocken Klang,
Spiel ich dumpfe Trauerweisen
Ihm zu seinem letzten Gang.

Spiel zu Freud' und Leid der Menschen,
Spiel zu Ehre meinem Gott —
Kann dann einmal musizieren
Mit den Engeln — bin ich tot.

L. Bauerseind.

Der kürzeste Weg.

In dem Kriege, den Frankreich unter Ludwig XIV. mit Holland führte, kam ein Offizier der französischen Armee zu Fenelon, dem unvergeßlichen Erzbischof von Cambrai, und sprach zu ihm: „Gnädigster Herr, nach wenigen Tagen werde ich auf dem Schlachtfelde stehen. In einer so ernsten Lage fühle ich mich mächtig angetrieben, Ihnen das Geständnis meiner Fehler abzulegen; aber ich möchte vorerst aus ihrem eigenen Munde vernehmen, wie man beweist, daß die Beicht von Gott selbst angeordnet sei.“ „Ich stehe zu Diensten, mein Herr“, antwortete der leutselige Prälat; „da es aber ratsam ist, in allen Dingen den kürzesten Weg einzuschlagen, so müssen Sie zuerst beichten; nachdem Sie dann eine so edle Tat vollbracht, werden Sie mir vielleicht die Beweise für den göttlichen Ursprung der Beicht erlassen.“ — „Aber“, stotterte schüchtern der junge Offizier, „das heißt ja doch erst probieren und dann einsehen, wenn man

zuerst beichten muß, um zu erkennen, warum man beichten soll.“ — „In der Theorie mag dem so sein“, sagte der fromme Erzbischof, „aber glauben sie mir, daß dies in der Wirklichkeit der sicherste und wirksamste Weg ist. Geben sie also meinem Alter und meiner Erfahrung nach, wenn sie auch nicht meiner Ueberzeugung sind. Und wenn sie es dann schließlich vernünftig fänden, mir jede Beweisführung zu schenken, so werden wir beide eine kostbare Zeit von zwei Stunden gewonnen haben, Sie für Frankreich und ich für die Kirche.“ Besiegt durch den Ton dieser Worte, die aus goldenem Munde kamen, kniete der Offizier nieder. Zwischen ihm und dem hl. Bischof entspann sich eine geheime Unterredung,

einigen Tagen sich für zahlungsunfähig zu erklären. Zu dieser Zeit bewarb sich ein junger, wohlhabender Handelsmann um die Hand seiner Tochter. Diese dankte für den ehrenvollen Antrag und sagte ganz aufrichtig: „Sie irren sich in meiner Person. Sie halten mich für die Tochter eines reichen Mannes; allein ich muß Ihnen offen gestehen, daß wir in einigen Tagen gänzlich verarmt sein werden. Fern sei es von mir, Sie zu hintergehen.“ Dieses offene Geständnis gefiel dem Werber und er erklärte, daß er nur ihre Person und nicht ihr Vermögen wünsche. Sie ermahnte ihn zur Geduld, bis das Unglück über ihre Familie wirklich hereingebrochen sein wird. Bis dorthin sollte er sich



Der Trompeter.

auf welche Gott mit jenem Herzen voll Liebe herabsah, das er den verlorenen Söhnen, die in's väterliche Haus zurückkehren, entgegenbringt. Als die Beicht vorüber war, weinte der junge Mann, und der Beichtvater zog ihn an seine Brust und sprach mit sanfter Stimme: „Verlangen Sie noch den Beweis? — „Ach, nein, gnädiger Herr“, erwiderte, Tränen im Auge, der Offizier, „ich habe erkannt und gefühlt, was ich bewiesen haben wollte“.

Die aufrichtige Braut.

Ein Kaufmann in Hamburg war durch Unglücksfälle in seinem Geschäft soweit heruntergekommen, daß er gezwungen war, in

den wichtigen Schritt gut überlegen. Als die Tochter ihre Mutter weinen sah, tröstete sie dieselbe und sagte zärtlich: „Weinen Sie nicht, liebe Mutter! Süßer ist, wenn auch arm, aufrichtig und gut zu sein, als reich und falsch. Mein Schmutz, wenn er zu Geld gemacht wird, deckt die ersten Bedürfnisse, und ich bin gesund und fähig, das, was ich bisher mehr zum Vergnügen erlernt, zur Ernährung meiner Eltern zu verwenden.“ Der Brautwerber ging nachdenklich fort, kam aber am Tage des bekannt gewordenen Falliments wieder, um mit dem ganz verarmten Mädchen die Verlobung zu feiern und er hat seinen Entschluß nicht bereut.

Aus verschiedenen Ländern.

Kirchliches.

— **Auszeichnung Sr. Exzellenz des Bischofes von Leitmeritz.** Se. Majestät der Kaiser hat unterm 9. d. M. Sr. Exzellenz dem hochw. Herrn Bischofe Dr. Emmanuel Schöbel anlässlich seines Vierteljahrhundert-Jubiläums als Oberhirte der Leitmeritzer Diözese das Großkreuz des Franz Josef-Ordens verliehen. Se. Heiligkeit Papst Pius X. hat den Jubilar in einem eigenhändigen Schreiben aus demselben Anlasse beglückwünscht.

— **Die Trennung von Kirche und Staat** im Kanton Genf wurde in der Volksabstimmung am 30. Juni mit 7656 gegen 6822 Stimmen angenommen. Die Katholiken stimmten geschlossen für die Vorlage, weil die Genfer Katholiken seit mehr als 30 Jahren alle Härten und Schattenseiten des Staatskirchentums, das namentlich die Altkatholiken bevorzugte, recht bitter zu kosten hatten. Man erhofft sich daher von dem neuen Gesetze eine Besserung der Lage der Genfer Katholiken für eine nähere Zeit. Ob auf die Dauer, ist eine andere Frage.

Rückgang der Altkatholiken. Obwohl die Anhänger Döllingers sich Altkatholiken nennen, wollen sie doch, um modern zu erscheinen, sehr „fortschrittlich“ sein. Nur in ihrer Zahl sind sie nicht fortschrittlich, sondern stark rückläufig. Im Wiener alldeutschen Blatte frozzelt ein Abgefallener den Altkatholizismus wegen seiner geringen Bedeutung. Im Jahre 1878 seien im Deutschen Reiche 42.000 Altkatholiken, 1882 noch 35.000, 1890 nur mehr 30.000 gezählt worden und seither habe man überhaupt keine Zählung mehr veröffentlicht. In der Schweiz gab es 1878 etwa 78.000 Altkatholiken, i. J. 1906 höchstens noch 32.000 und ihre Zahl geht Jahr für Jahr zurück. Die altkatholische Kirche Italiens sei wieder eingegangen, nachdem ihr Begründer, Graf Campello wieder zu Rom zurückgekehrt sei. Nur in Oesterreich ist zeitweilig eine Zunahme zu verzeichnen, die aber den Rückgang im allgemeinen nicht aufhalten kann.

Oesterreich-Ungarn.

Das reichsrätliche Abgeordnetenhaus steht nach den an anderer Stelle erwähnten Beratungen wichtiger Anträge nichtsnutziger Parteien seit dem 9. Juli endlich in der Behandlung des Budgetprovisoriums. Die Staatsausgaben belaufen sich auf 2.071.697.906 Kronen, die Einnahmen auf 2.072.588.813 Kronen (beide seit der Einbringung um 180 Millionen erhöht). Aus den Einnahmen seien erwähnt: Erträgnis der direkten Steuern 312.166.500 K., hiervon entfallen auf die Grundsteuer 53.100.000 K. Die Gebäudesteuer 87.335.000 K., die Erwerbsteuer 91.377.500 K., die Personaleinkommensteuer 58.870.000 K. usw. Das Salzmonopol trägt dem Staate 47.380.600 K., das Tabakmonopol 236.259.000 K. Die durch Aufwerfung der Frage über die Parlamentssprache drohende Obstruktion ist wieder verschoben; die tschechischen Parteien ließen die Entscheidung hierüber

auf das Nebengeleise des Geschäftsordnungsausschusses verschieben, für die Veröffentlichung tschechisch gesprochener Parlamentsreden wird außerhalb des deutschen stenographischen Protokolles Sorge getragen.

Zur Vertretung agrarischer Interessen hat sich, wie sich ähnlich auch Gruppen für die Förderung der Angelegenheiten anderer Stände bildeten, eine freie Vereinigung im Parlamente zusammengetan, der aus den verschiedenen Nationen und Parteien 262 Abgeordnete angehören, darunter 70 deutsche Christlichsoziale; der Vorstand besteht aus 5 Mitgliedern.

Die Kroaten und der Gewaltstreich Kossuths. Die Obstruktion der Kroaten als Notwehr gegen die Verletzung ihrer nationalen Rechte war nicht zu überwinden. Darum griff der Handelsminister Kossuth zu einem Gewaltstreich: er erklärte bezüglich der Staatsbahnenvorlage, daß die magyarische Dienstsprache auf den kroatischen Bahnen unter Zurückziehung der Vorlage nun im Verordnungswege eingeführt werde. Nach diesem Bruch der Verfassung verließen die Kroaten das Haus. Ihrem Abzuge folgte die Wiedereinbringung und Annahme der Vorlage. In Kroatien steigert sich nun die Empörung gegen die magyarische Regierungsweise und gegen den neuernannten Banus Rakoczi. Die ungarische Regierung hätte wichtigeres zu tun. Sind doch z. B. allein in der letzten Maiwoche 6000 Auswanderer aus Ungarn in New-York angelangt, ein Zeichen, wie trotz Arbeitermangel der Vermögensstand des christlichen Volkes durch die jüdische, liberale Wirtschaft in den von der Natur so gesegneten Komitaten Ungarns schrecklich niederging.

Deutschland.

Der Peters-Prozess in München wurde am 2. Juli zu Ende geführt. Der protestantische Afrikaforscher Peters hatte den Redakteur Gruber von der sozialdemokr. „Münch. Post“ wegen Beleidigung geklagt. Gruber hatte ihm vorgeworfen, daß er sich in Afrika verschiedene Roheiten habe zuschulden kommen lassen, u. a. die Tötung zweier Schwarzen aus leichtfertigen Gründen. Gruber wurde zu einer Geldstrafe von 500 Mark und Tragung der Prozeßkosten verurteilt. Die Verhandlungen haben ein erschütterndes Bild von der Art und Weise ergeben, wie gewisse deutsche „Kulturbringer“ in Afrika gearbeitet haben. Die deutsche Kolonialpolitik rechtfertigt man damit, daß man den Eingeborenen Kultur und Christentum bringen will; in Wirklichkeit aber brachte man ihnen die Schnapspest und das Verhalten der deutschen Kolonialbeamten war vielfach ein Hohn auf Sitte, Anstand und Christentum. Hoffentlich hat der Prozeß das eine Gute ergeben, daß man nun daran geht, diese bisher bestandene Mißwirtschaft zu beseitigen.

Frankreich.

Die Weinbauernbewegung im Süden hat nun bedeutend nachgelassen. Freilich der Funke des Aufruhrs wird noch weiterglimmen und man kann gewärtig sein, daß er vielleicht in nicht allzuferner Zeit wiederum zur Flamme

emporschlagen wird. Die Bevölkerung ist durchaus nicht von den Maßnahmen der Regierung befriedigt worden und am 29. Juni beschloß eine Delegiertenversammlung der Bürgermeister in Narbonne auf ihrer Demission zu beharren und die Steuern weiterhin zu verweigern, doch hat deren Mehrzahl inzwischen die Amtsgeschäfte wieder übernommen. Ferner wurde die Bevölkerung auch sehr verstimmt darüber, daß die Kammer dem Ministerpräsidenten Clemenceau ein Vertrauensvotum am 27. Juni ausgesprochen hatte. Wenn auch die Regierung versichert, daß der Aufstand beendet sei, so wird der Glaubwürdigkeit dessen doch etwas durch die Tatsache erschüttert, daß die Regierung fortfährt, im Süden Truppen zusammenzuziehen. Eine in Montpellier am 8. Juli stattgefundene Versammlung der Bürgermeister der Umgebung protestierte gegen die Ablehnung jener Artikel des Gesetzentwurfes über die geistigen Getränke seitens der Kammer, durch welche die Weinbauern hätte gemildert werden können. Die Bürgermeister fordern die Freilassung der Verhafteten und die Zurückziehung der Truppen. — Wie wirds also werden? Wird man auch in Zukunft die armen Weinbauern der Not preisgeben? Die Regierung hätte die heiligste Pflicht, die ausgedehnte und unverächtete Pantfcherei zu verbieten. Da die Regierung die Kunstweinfabrikation ungehindert hat ins Kraut schießen lassen, so ist sie selbst an diesen traurigen Zuständen schuld. Das republikanische Freimaurerregiment hat übrigens alles gefälscht oder fälschen lassen: die Sittlichkeit, die Ordnung, die Manneszucht im Heere. Nicht Bayonette, sondern Brot, bessere Einnahmen wünscht der bedrückte Weinbautreibende Süden des Landes. — Die Kammer kerät jetzt über eine progressive Einkommensteuer, wogegen aber die Börseaner sich wehren.

Rußland.

Die Aufrührbewegung nahm auch in den letzten 2 Wochen ihren steten Fortgang, wenn auch die Dumaauflösung und die Wahlrechtsänderung nicht den gefürchteten Eindruck machte. Auf ein 9 Kilometer von Petersburg entferntes Artilleriedepot wurde ein nächtlicher Ueberfall verübt; ferner wurde in Tiflis auf einen Wagen, worin 431.000 Rubel vom Postamte zur Reichsbankfiliale überführt werden sollten, ein Raubanschlag ausgeführt. Die Räuber schleuderten 8 Bomben und es wurden mehr als 50 Menschen dabei verwundet, einige getötet. — Die Behörden haben erfahren, daß in verschiedenen Regierungsgebäuden revolutionäre Verschwörungen stattfinden. Die Geheimpolizei veranstaltete nun eine Hausuntersuchung im Kriegsministerium, wobei ein schwer belastendes Material vorgefunden wurde, so daß mehrere Verhaftungen erfolgten. — Am 3. Juli sind vom Kriegsgericht in Riga 38 Revolutionäre zum Tode verurteilt worden. — 6 Rechtsanwälte in Petersburg erhielten am 2. Juli anonyme Schreiben mit der Ankündigung, daß sie von einer geheimen Organisation zum Tode verurteilt worden seien. — In den Straßen von Moskau spielte sich am 9. Juli ein

scharfes Scharmüzel zwischen der Polizei und den Banditen ab, wobei über 100 Schüsse fielen. Die Banditen wollten die Verwaltungskanzlei der Moskau-Kasanbahn berauben, der, wie sie wußten, 400.000 Rubel zugegangen waren. Die Polizei erfuhr aber von dem Plane und so kamen sie den Räubern zuvor. Vier Räuber wurden sofort verhaftet, 2 auf der Fucht im Straßenkampf niedergeschossen. — Auch Hungernot scheint in Rußland eintreten zu wollen. 7 Gouvernements haben neue Miskernten zu verzeichnen. Im Gouvernement Kurland sind in drei Kreisen Bauernunruhen ausgebrochen. Die Bauern haben auf einer Reihe von Gütern das Getreide niedergemäht und auch mehrere Güter verbrannt. Wann wird Rußland endlich im Innern zur Ruhe kommen? Ob die dritte Dama Hilfe bringen wird?

Zeitgeschichten.

— **Alte Liebe rostet nicht.** Vor 16 Jahren, so schreibt man aus Winsted in Connecticut (Nordamerika) wurden sie geschieden. Sie sowohl als er heirateten wieder wie es bei Protestanten Brauch ist. Beide verloren ihre Lebensgefährten dann durch den Tod. Jetzt fanden sie sich wieder zusammen — Geo. L. Brown aus Windsorlocks und Frau Mary Buffer aus New-Hampshire — und ließen sich in Windsor aufs neue die Ehefesseln anlegen. Hoffentlich hält der Knoten diesmal besser.

— **Es war ihm zu bunt.** In einer kleinen reichsdeutschen Stadt befindet sich im Rathhaus ein Zimmer, das für den Polizeiarzt eingerichtet ist. In diesem nimmt er die körperliche Untersuchung jener jungen Leute vor, die Schutzmann werden wollen. Eines Tages betritt ein kräftig gebauter, gesund aussehender junger Mann den Raum. „Entkleiden Sie sich!“ sagte kurz angebunden der Arzt. „Wieso?“ fragt der Jüngling. „Sie sollen sich entkleiden!“ donnert der Doktor. Nun fügt sich der junge Mann und wird gründlich gemessen, besühlt, beklopft und behorcht. „Springen Sie über den Stuhl da!“ befiehlt der Arzt. Der andere tut's und schürft sich dabei die Haut von den Schienbeinen ab. Innerlich wütend, befolgt er trotzdem die weiteren Befehle, als Kniebeuge, Kumpfbeuge, Hochsprung und dergleichen mehr. „So, jetzt ein paar mal im Laufschrift um das Zimmer herum, damit ich Herz und Lunge prüfen kann! Vorwärts! Nun war es dem Jüngling aber doch zu viel geworden. „Zum Ruckuck!“ rief er, „was in aller Welt soll ich denn noch tun? Da will ich wahrhaftig lieber nicht heiraten, hier wird einen ja die Lust dazu mit Gewalt ausgetrieben.“ Der Unglückliche war in das falsche Zimmer geraten, das Standesamt befand sich auf der anderen Seite des Haustraktes.

— **Glücklich gerettet.** In Hallerndorf (Oberfr.) hat der junge Bauernbursche Georg Belzer zu gleicher Zeit drei Menschenleben dem sicheren nassen Grabe entrißen. Beim Spielen auf der Aischbrücke bekam das 1½-

jährige Mädchen Rappenstein das Uebergewicht und stürzte in die kalten Fluten der Aisch. Der Korbmacher Georg Schlagenhast sah die aufregende Szene und hilfsbereit sprang er dem Kinde nach. Schon dem Ufer nahe, verließen ihn auf einmal die Kräfte. Noch einmal raffte er sich auf und schrie um Hilfe. Nun kam der 75jährige Großvater des Kindes herbei, stürzte sich in den Fluß und entriß sein Entelchen dem schon sinkenden ersten Retter. Aber er hatte seine Kräfte überschätzt und begann ebenfalls zu sinken. Da erschien in der größten Not Georg Belzer. Mit kräftigem Arm rettete er das Kind und dann die beiden Männer.

— **Mit den Zähnen befreit.** Der 28jährige Drucker Schaarschmidt, der in der Gefängniszelle eines Krankenhauses saß, ist aus derselben geflohen. Er hat die eine der hölzernen Säulen, die vor dem Zellenfenster angebracht ist, nach und nach mit seinen Zähnen soweit durchgenagt, daß er sie durchbrechen konnte. Die Beschädigung der Säule hat er dann mit gekautem Brote verklebt. Durch die ziemlich kleine Oeffnung hat sich der Mann hindurchgezwängt und gelangte so ins Freie.

— **Zwillingsbrüder Priester.** Eine seltene Jubiläumsfeier war in Quebec (Kanada) die gleichzeitige Feier des 25jähr. Priesterjubiläums von Zwillingsbrüdern, ein Ereignis, das, weil es so selten ist, beachtet zu werden verdient. Diese beiden Priester sind die Brüder des Ministerpräsidenten der Provinz Quebec in Kanada. Der eine Zwillingsbruder, J. Arthur Gouin, ist Pfarrer von St. Heinrich de Lewis in der Diözese Quebec; der andere, Karl Gouin, wirkt in der gleichen Pfarrei als Kooperator seines Zwillingsbruders. Gewiß eine Seltenheit: Zwillingsbrüder zugleich Pfarrer und Kaplan.

— **Die Kuh ist schuld.** Die Cäcilia Bögel ist angeklagt, am 23. März Butter, die 30 Prozent Wasser enthielt, verkauft zu haben. Der Richter hält ihr die Anklage vor. Angeklagte (die etwas schwerhörig zu sein scheint): „Mei' lieber Herr, da müßt's lauter red'n.“ — Richter: „Wen Sie schwerhörig sind, dürfen Sie sich aber auch nicht die Ohren verstopfen. Sie sollen die Butter erzeugt haben, die 30 Prozent Wasser enthielt. Warum schicken Sie den solche Butter zum Marke?“ — Angeklagte: „Das is net wahr. Mei Butter is allweil guat g'west.“ — Richter: „Wie soll denn sonst das Wasser in die Butter gekommen sein?“ — Angeklagte: „Da kann nur die Kuh schuld sein, daß scho' die Milch g'wassert is; 's halt schon all's z'samm gegen die Bauern.“

Not lehrt beten.

Franz August Graf von Chateaubriand erzählt in seiner „Reise nach Jerusalem“ folgendes: „Wir reisten am 1. August (1807) von Triest ab. Am nächsten Tage schon verkündeten die Wolken, die sich im Westen sammelten, den nahenden Sturm. Von der Küste von Kroatien her hörten wir die ersten Donnerschläge. Um 3 Uhr zog man die Segel ein und zündete ein kleines Licht vor

einem Marienbilde in der Kajüte des Schiffshauptmanns an. Wie rührend, dachte ich bei diesem Anblick, ist der fromme Glaube, der die Herrschaft über den Sturm der Fürbitte einer demütigen Jungfrau zuschreibt. Seeleute können auf dem festen Lande Freigeister werden, wie jeder andere, der sich vom Unglauben und der Sittenlosigkeit verführen läßt; aber Gefahren sind es, welche die menschliche Weisheit in Verwirrung bringen. In solchen Augenblicken wird der Mensch fromm und mitten unter den Schrecknissen des Sturmes gibt ihm die Fackel der Philosophie weniger Beruhigung, als eine vor der Madonna angezündete Lampe! Um 7 Uhr abends wütete der Sturm am heftigsten. Unser Kapitän fing an zu beten und alle Matrosen und Reisende beteten mit. Nie in meinem Leben habe ich je die lauretanische Litanei so gebetet, als hier auf dem Meere. Der Sturm dauerte noch während eines Teiles der Nacht, dann kehrte Stille ein und wir hatten am Morgen eine fröhliche Fahrt. — Maria hatte sich als stella maris, als Meeresstern liebevoll erwiesen. Ja, wahr ist das Wort: In der Not tröstet eine vor der Madonna angezündete Lampe mehr, als die Fackel der Philosophie. In Stürme wird auch der Freigeist fromm.

Gedankensplitter.

Gesteh' dir's selbst, wenn du gefehlt;
Füg' nicht, wenn Einsicht kam,
Zum falschen Weg, den du gewählt,
Auch noch die falsche Scham.

* *

Wer Freunde sucht, ist sie zu finden wert,
Wer keinen hat, hat keinen noch begehrt.

* *

Im Glück wird mancher Freund sich nennen,
Im Unglück wirst du ihn erkennen.

* *

Tue redlich nur das Deine,
Tu's in Schweigen und Vertrauen,
Rüste Balken, haue Steine,
Gott der Herr wird selber bauen.

* *

Fern sei von dir
Zorn und Nachbegier.

* *

Besser ist's, die Menschen sagen:
Dreimal mehr verdientest du,
Als daß Weise spöttisch fragen:
Sagt, wie kam der Narr dazu?

* *

Der anderen Ehre kannst du entbehren,
Wenn du im Stande bist, dich selbst zu ehren.

* *

Fehlt es dir nicht an gutem Willen,
So kannst du vielen Jammer stillen.

* *

Behüte deine Zunge wohl,
Bald ist ein böses Wort gesagt!
Es war ja doch nicht böse gemeint,
Der and're aber geht und klagt.

Missionswesen.

Bei den Gallas.

(Schluß zu Nr. 12 d. Jahrgs.)

Die Proben echt christlichen Glaubensmutes, welche die kath. Missionäre bei ihren Christen finden, versüßen ihnen den bitteren Leidenskelch, den diese Glaubensboten oft bis zur Neige leeren müssen.

Gleich dem gelehrten Alaka Sahale, eines früheren schismatischen Geistlichen, von dessen Leiden und Verfolgungen lezhin berichtet wurde, bewies auch sein Sohn einen rühmlichen Mut bei einem peinlichen Verhör, das er seines kath. Glaubens wegen zu bestehen hatte. Als er dem Richter vorgeführt und gefragt wurde, warum er katholisch sei, erwiderte er: „Ich bin katholisch, weil mein Vater mich diese Religion gelehrt hat. Ihr wißt, daß mein Vater hier im Lande ein angesehenener Doktor gewesen ist. Er selbst hat lange nach einer wahrhaft heiligen Religion, die rein wie Gold und strahlend wie die Sonne wäre, gesucht, und er fand sie in der Religion der römischen Kirche. Die Religion meines Vaters soll auch die meinige sein. Hoffet ja nicht, daß ihr mich zur Erlernung und zur Annahme eines anderen Glaubens verleiten könnt.“

„Wie wagst du es,“ fiel einer der Richter ein, „du, noch fast ein Kind, in solcher Weise zu unserem Abuna zu reden?“ — „Hast du denn nicht gelesen, was im Evangelium geschrieben steht: Führt man euch vor den Richter, so denket nicht, was ihr sprechen, noch was ihr antworten sollt. Es wird euch im Augenblick das Rechte eingegeben werden, und nicht aus euch werdet ihr sprechen, sondern der Geist meines Vaters wird aus euch sprechen.“

„Weshalb ist dein Vater nach Rom gegangen?“ — „Weil das Evangelium sagt: Wenn man euch an einem Orte verfolgt, so fliehet in einen andern.“ — „Gib uns die Namen derjenigen an, welche vorgeben, zur katholischen Kirche zu gehören.“ — „Frage darüber den Abba Andreas (Msgr. Jarosseau) das ist eine Sache, die ihn angeht.“

Es ist ein Jammer, daß dieses Volk der Abessinier und Gallas mit seinem kraftvollen Wesen und tiefreligiösen Sinn dem Schisma verfallen ist. Welch wertvolle Hilfe könnte Abessinien, einmal bekehrt, bei der Evangelisierung Afrikas, zumal des nahen Sudan, leisten! Seit 400 Jahren bemüht sich die katholische Mission, den hartnäckigen Widerstand des Schismas zu brechen. Das Volk ist gut und würde in Masse der wahren Kirche sich zuwenden, wenn es frei sich entscheiden könnte. Hoffen wir, daß die langsam ins Bergland vorrückende Kultur demselben auch das einzige bringt, dessen die Mission bedarf, die Religionsfreiheit.

Bekanntlich hat Papst Pius X. letztes Jahr ein liebevolles Schreiben an Menelik gerichtet (18. Juli 1906) und in väterlicher Weise ihn um Schutz und Gerechtigkeit für die Katholiken Abessiniens gebeten. Der Negus nahm das Schreiben ehrfurchtsvoll entgegen und zeigte sich darüber sichtlich er-

freut. „Wir lieben alle den Papst“, sagte er zu P. Basilius, „da er als Vater aller Christen auch unser Vater ist.“ In seinem Antwortschreiben vom 12. November 1906 spricht Menelik seine Freude aus über die Wiederanknüpfung der freundlichen Beziehungen, die er bereits mit Pius IX. und Leo XIII. gepflegt habe, und versichert den Papst, daß alle seine katholischen Untertanen, soweit sie sich nicht gegen die Staatsgesetze vergangen, volle Ruhe genossen. Eine bestimmte Zusage enthält das Schreiben freilich nicht.

Zugleich mit dem Schreiben sandte der Negus dem Papst den höchsten abessinischen Orden mit Diplom als Zeichen seiner aufrichtigen Freundschaft gegen Se. Heiligkeit. Es ist zu hoffen, daß dieser freundliche Austausch der Liebe und Hochachtung zwischen Papst und Menelik den Beginn besserer Tage für die schwer geprüfte Mission bedeutet.

Erziehungswesen.

Fröhliche glückliche Ferienzeit!

Von Käthe Selchow-Deggendorff.

(Nachdruck verboten.)

Zu steh'n in frommer Eltern Pflege,
Welch schöner Segen für ein Kind,
Ihm sind gebahnt die rechten Wege,
Die andern schwer zu finden sind.

Ferien! — Wonnezeit! Es liegt ein wunderbarer Zauber in dem Worte! . . . Erst wurden die Wochen gezählt, nachher die Tage, zuletzt die Stunden. Das war ein Hoffen und Sehnen, ein Wünschen und Lastschlößerbauen! O ihr goldenen Tage der Freiheit, des Frohsinns, der lachenden Wonne! Rasch Feder und Buch beiseite! Während der langen goldenen Wochen des Genusses, des Ungebundenseins, der Sorglosigkeit soll es keine Arbeit, keine Mühe, keine Schulplakerei geben. So viel Kinderlachen habe ich lange nicht gehört, so viel Kinderfreude habe ich lange nicht gesehen, wie in der letzten Zeit. Den ganzen Zauber der Ferienzeit habe ich wieder mitempfunden. Die tragen einem ja die Freude in Herz und Haus, die Ferienkinder, und alle die Unruhe und Arbeit, die solch eine lustige Gesellschaft verursacht, wird überreichlich aufgewogen durch den jauchzenden Frohsinn, der uns das Lachen wieder lehrt, wenn wirs vergessen haben sollten. —

Als der griechische Philosoph Anaxagoras, der in der Zeit von 500 bis 428 v. Chr. lebte, von seinen Feinden angeklagt worden war und seine Verurteilung voraussah, verließ er Athen und floh nach Lampsakus an die asiatische Seite des Hellespont. Von den Bürgern dieser Stadt wurde er hoch verehrt, so daß sie sich ihm gern gefällig erweisen wollten; sie baten ihn deshalb, ihm seinen Lieblingswunsch erfüllen zu dürfen. Anaxagoras erbat sich, daß den Kindern alljährlich ein Monat zum Spielen freigegeben werden möchte. Als Anaxagoras gestorben war, wurde der Monat seines Todes zu seinem Andenken als Ferienmonat für die Jugend bestimmt. Noch im 3. Jahrhundert nach Christi Geburt, also 700 Jahre nach Anaxagoras, durfte die Jugend von

Lampsakus der Erfüllung und Befolgung seines menschenfreundlichen Wunsches sich erfreuen.

Anaxagoras, du prächtigster aller Philosophen, noch heute segnen dich Tausende im stillen, ohne deinen Namen zu kennen. Noch heute preisen dich Uebertausende um deines guten Herzens und deines weisen Wunsches willen. Anaxagoras, wenn ich ein Schüler oder ein Lehrer wäre und in diesen Tagen mit in die Ferien gehen könnte, ich würde dir eine Ode dichten!

Es ist gewiß nicht „zufällig“, daß in unserer Zeit der Kampf ums Dasein eine so gewaltige Rolle spielt. Nie ist der Kampf um die Güter der Erde so wild gewesen, wie jetzt; der Wettbewerb auf allen Lebensgebieten nie so erbarmungslos; das Fieber der Begehrlichkeit und Unzufriedenheit hat vielleicht nie so verzehrend in den Adern des Menschenzschlechts geblüht. Die abgehezte Welt sucht Ersatz der Lebenskraft in gehäuften Vergnügen — und vermehrt damit die Krankheit. Ruhe — Stille des Geistes brauchen wir Menschen der Gegenwart. Und die finden wir nur in der Häuslichkeit. Diese müßte gerade dem Menschen der Gegenwart heilig sein. Er müßte jede Stunde, von derselben abgezogen, als Entbehrung betrachten. Besonders beim Fabrikarbeiter, beim abgehezten Geschäftsmann und Bureauarbeiter sollte das selbstverständlich sein. Die einzige Forderung: „Gebt dem Arbeiter die Familie wieder,“ genügt, der sozialen Frage allen heiligen Ernst zu geben. Der selige Friede des stillen Sinnens, gepaart mit der Sicherheit des eigenen Heims, ist, was unsere vielbewegte Zeit braucht.

So soll auch die Ferienzeit nicht nur eine Zeit der äußeren Erholung, sie soll auch eine Zeit der inneren Auffrischung sein, eine Zeit, in der sich die Bande zwischen Eltern und Kindern aufs neue enger und fester knüpfen sollen, um der Trennung gegenüber standzuhalten. Gerade nach dieser Seite hin sollten wir die Ferienzeit ausnutzen als eine kostbare Frist, die uns geschenkt wird, heute mehr als je, wo immer wieder die Klage auftaucht, daß der Zusammenhalt der Familie als solcher sich lockere, daß die Autorität der Eltern nachlasse. Daß diese Klagen in unseren Tagen begründet sind, steht wohl außer allem Zweifel, umsomehr aber ist es unsere Pflicht, die uns gebotenen Mittel, einreißenden Uebelständen zu begegnen, auch nach besten Kräften zu benützen!

Zu diesen Mitteln gehört die Ferienzeit in besonderem Sinne. Sie stellt sozusagen den ursprünglichen Zustand, die Zusammengehörigkeit der Familienglieder, wieder her, vollends da, wo der Vater gleichzeitig auf Tage oder Wochen die Muße seiner Kinder teilen und sich von der Pflicht des Berufes freimachen kann. Unsere heutige soziale Lebensgestaltung bringt es leider mit sich, daß Vater und Kinder sich, wie man zu sagen pflegt, „kaum zu sehen bekommen.“ Daß das für die Erziehung eine schwere Schädigung bedeutet, ist fraglos, und die wenigen Ferientage sind ein nur schwacher

Ersatz für die fehlenden, wünschenswerten, normalen Verhältnisse. Aber eben, weil sie uns einen schwachen Ersatz bieten, gilt es, sie bis auf die Stunde auszunutzen, damit sie für Eltern und Kinder den Segen, den zu bringen sie bestimmt sind, auch wirklich bringen. Das wird aber nur dann der Fall sein, wenn die Eltern und zumal der Vater, wenn er die Mühe seiner Kinder teilen kann, sich diesen auch wirklich widmet.

Das köstliche Gefühl der Freiheit, das das Kind, des Schulzwanges los und ledig, empfindet, wird verdoppelt durch das Bewußtsein, daß auch Vater und Mutter einmal der beruflichen und häuslichen Pflichten frei und ledig sind; die Freude an Kurzweil und Spiel ist eine doppelte, wenn Vater und Mutter daran teilnehmen. Das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit wird gesteigert, wenn die Familie vom frühen Morgen bis zum Abend einen geschlossenen Kreis bildet, innerhalb dessen wirklich eins fürs andere lebt, das eine mit dem andern die Freude und die Freiheit teilt und so Erholung, Geselligkeit und christliches Beispiel die innige Familienharmonie erhöhen. Karoline Rudolphi sagt in einer pädagogischen Abhandlung: „Laßt eure Kinder, wenn sie euch wert sind, nicht schon früh von den Erbärmlichkeiten der Konvenienz in den reinsten Genüssen beschränkt werden: Laßt sie Kinder sein, damit sie Menschen werden mögen, und laßt sie der Morgenröthe des Lebens sich ungestört freuen, damit sie diesen Teil ihres Lebens wenigstens genossen haben, wenn das Schicksal ihnen auch den Rest mit bitteren Erfahrungen mischen sollte.“ Das mögen alle Eltern in der langen Ferienzeit sich zur Richtschnur nehmen. (Schluß folgt.)

Gesundheitspflege.

(Nachdruck nicht gestattet.)

Mund zu!

Was den wahren und gesunden Zwecken der Natur zuwider ist, das ist auch den unverdorbenen Sinnen, dem Auge, oder dem Geschmack, dem Geruch usw. in der Regel zuwider. Alles, was der natürlichen Ordnung entgegengesetzt ist, was die Harmonie im Lauf der Natur stört, was dem gesunden Lebensprozeß schädlich und hinderlich ist, das erscheint auch unserm gesunden Empfinden widertwärtig, häßlich, ekelhaft, abscheulich, je nach dem Grade seiner größeren oder geringeren Bedenklichkeit. Gibt man einem Kinde zum erstenmale Wein, Bier oder gar Branntwein, so zieht es eine fürchterliche Grimasse. Für den kindlichen Organismus sind nun einmal die geistigen Getränke ein Gift und der unverdorbenes Geschmackssinn des Kindes stellt das ohne alle Umstände sicher fest, indem er gegen den neuen Genuß sich mit aller Kraft auflehnt. — Aber nicht nur Geschmack, Geruch, auch Gehör und vor allem Gesicht, das Auge, haben das feinste Unterscheidungsvermögen, soweit ihre Wirksamkeit in Betracht kommt, denn was heißt schön streng genommen anders als der gesunden Natur entsprechend und häßlich der gesunden Natur nicht entsprechend?

Möge zum Beispiel der Schönheitsgeschmack unter den Menschen auch noch so ungleich und verschieden erscheinen, möge man tausendmal das Sprichwort anführen wollen, daß sich über den Geschmack nicht streiten lasse, sicher und gewiß ist dennoch, daß unter tausend Menschen sich nicht einer finden wird, der es für schön halten würde, wenn jemand mit immer offenem Munde in der Welt herumläuft.

Aber wie kommt das? Der Grund liegt ja klar am Tage und beglaubigt das, was wir schon gesagt haben. Den Mund immer offen zu haben, stets durch den Mund zu atmen, ist eine widernatürliche, schädliche und darum auch uns häßlich erscheinende Gewohnheit. Um das zu erkennen braucht man keine gelehrten Bücher zu studieren und keinen Doktor zu fragen, das sagt uns ohne weiteres unser gesunder Gesichtssinn, unser Auge, und sein Urteil können wir sogar für unfehlbar in dieser Beziehung gelten lassen.

Und was uns das Auge da sagt, das hat die Wissenschaft mit ihren Forschungen voll auf bestätigen müssen.

Den Mund soll man nur dann öffnen, wenn es gerade nötig ist. Darum hat die Natur uns den schönen Verschluss desselben, die Lippen, gegeben. Zum Atmen ist in der Hauptsache die Nase da. Wer immer durch den Mund atmend mit herabhängender Unterlippe in der Welt herumläuft, sieht nicht hübsch aus und wird früher oder später den Schaden davon verspüren. Die Zähne werden unschön oder schlecht. Die Kehle ist trocken, der ungehinderte Zutritt der kalten Luft zu den Atemorganen und zu der Lunge hat allerhand Erkältungen im Gefolge und setzt die Lungen einer beständigen Gefahr aus. — Auf dem Wege durch die Nase dagegen wird die Luft vorgewärmt und gereinigt, und deshalb ist die Nasenatmung die natürliche und gesündeste. Durch den Mund zu atmen soll man sich höchstens dann einmal erlauben, wenn es die Natur vielleicht selbst gebietet, zum Beispiel, während starken Laufens.

Vor allem sollen die Mütter da ein scharfes Auge auf ihre Kinder haben. Die Kinder gewöhnen sich so leicht an, den Mund immer offen zu haben. Sie bekommen dadurch ein blödes, häßliches Aussehen und die Erfahrung hat auch gezeigt, daß Kinder, die durch den Mund atmen und denselben beständig offen haben, auch in ihrer geistlichen Entwicklung Schaden nehmen. Das Mundhängenlassen sieht nicht nur blöde aus, es macht auch blöde. Der Mund bleibt auch dann während des Schlafens offen stehen, das häßliche Schnarchen stellt sich ein, Krankheitskeime, die in der Luft sind, dringen ungestört in Luftröhren und Lungen ein. Kurz, es kann durch eine solch häßliche Gewohnheit nur Häßliches, Unschönes und Ungesundes entstehen und gefördert werden. — Also man achte streng darauf, die Kinder daran zu gewöhnen, daß sie den Mund nicht unnötiger Weise offen stehen lassen. Um das Offenhalten des Mundes auch beim Schlafen zu verhindern, lege man die Kissen so zurecht, daß der Kopf etwas nach vorn geneigt zu liegen kommt. Größere Kinder und Erwachsene

sollen sich vor dem Einschlafen nur auch recht fest vornehmen, den Mund während des Schlafes geschlossen zu halten und dabei die Lippen fest schließen, dann wird das, was man bezweckt, auch gelingen.

Also nochmals — Mund zu beim Atmen! Darum ist er verschließbar und darum sind die Nasenflügel offen, weil sie die berufenen Luftschöpfer für die Lungen sind.

Für Haus und Küche.

Kohlplanzelsuppe. Drei schöne grüne Kohlhäuptel werden rein gepuzt, gewaschen, in Salzwasser blanchiert, dann in einem Stückchen Butter mit etwas Suppe weichgedünstet und passiert. Nun rührt man 4 Eidotter dazu, zuletzt wird der feste Schnee von Eierklar mit 2 bis 3 Eßlöffel voll Semmelbröseln, ganz wenig Pfeffer und das nötige Salz dazugemischt und das Ganze in einer mit Butter bestrichenen Form gelb gebacken, dann beliebig geschnitten und mit guter Rindsuppe angerichtet.

Englische Senffauce. 3 Stück Sardellen, etwas Petersilie und Schalotten werden gestochen und passiert, mit 1 Löffel französischem Senf, 4 gekochten, passierten Eidottern, ganz wenig Zucker und Salz nach Geschmack gut verrührt und mit 4 Löffel Del, etwas Zitronensaft und Bertramessig zu einer Sauce verdünnt, kaltgestellt und dann kann sie zu Rindfleisch, Beefsteak etc. verwendet werden.

Schwäbische Klöße. Man schneidet 3–4 altbackene Semmeln in kleine Würfel, sodann etwa 125 Gramm Speck ebenfalls. Nun hackt man etwas Zwiebel und Petersilie fein und röftet alles in wenig Butter. Nach dem Erkalten fügt man 4 Eier, Salz und etwas Milch hinzu und mengt zuletzt so viel Mehl hinein, daß man einen festen Klostestig erhält. In siedendem Salzwasser werden runde oder länglich geformte Klöße gekocht und zu Backobst oder Salzfleisch serviert.

Milchbraten. Man legt einen Kalbsnierenbraten oder Schlegel, oder auch einen Lammbraten vor dem Einsalzen 2 Stunden in süße Milch, nimmt ihn aus derselben heraus, salzt ihn gut und läßt ihn zwei Stunden in Salz liegen. Dann brät man ihn unter fleißigem Begießen mit einigen Löffeln Obers und zerlassener Butter langsam schön braun. Tranchiert, gibt man über den Braten den eigenen Saft und gibt beliebigen Braten hinzu.

Für den Landwirt.

Der gemeinschaftliche Betrieb des Kleinwaldbesitzes.

Referat des Herrn Forstkontrollors Charwat bei der Hauptversammlung des land- und forstwirtschaftlichen Vereines am 12. Mai in Oberplan. (Schluß).

Wie einerseits die Eigenart des landwirtschaftlichen Betriebes nach durchaus individueller Gestaltung des Eigentums (Abschaffung des Flurzwanges u. s. w.) drängte, ebenso widerstrebt es andererseits der rationellen Art des Forstbetriebes und der Forsterhaltung, daß die Bestände in kleine und kleinste Parzellen mit individuellem Eigentum zer-

schlagen werden; am allermeisten aber, wie es nur zu häufig geschehen ist, — die Zer- schlagung in spitzwinkelige, dreieckige oder winzig enge Parzellen, die fast schon Riemen- parzellen gleichen. Statt also zur Zeit der Servitutenablösung aufzuteilen — und notabene so vernunftwidrig aufzuteilen — wären die gemeinsamen Waldbesitze weitaus besser unter eine stramme genossenschaftliche Verwaltung mit genauer Fixierung der Rechte der Mitglieder zu stellen gewesen. Ist aber einmal aufgeteilt und das persönliche Eigen- tum mit seinem eigenartigen Reize zum Fest- halten am Besitze begründet, dann ist es schwer, den einzelnen wieder zum Aufgeben der einmal ausschließlich von ihm besessenen Scholle zu bewegen. Dazu ist auch der Wert der einzelnen Anteile nach langem persön- lichem Besitze ein sehr verschiedener geworden. Der eine hat seinen Wald gehegt und ge- pflegt, der andere hat ihn verwüstet; der eine hat momentan keinen Grund, sich der guten Be- stände zu entäußern, und dem anderen wäre der Wert, mit dem sein kahler Boden als Einlage in die Genossenschaft be- berechnet würde, allzu gering. Es war also bei den Gemeinheitseinteilungen ein arger Mißgriff, den modern gewordenen und für den landwirtschaftlich benutzten Boden ganz richtigen Gesichtspunkt des Individualeigen- tums auch auf das Waldland auszudehnen und damit oft das Schicksal des Bauern zu besiegeln, der das entsprechende Waldland als notwendigen Annex zu seinem landwirtschaft- lichen Betriebe braucht und sein eigenes Grab gräbt, wenn er im Falle der Not, wie es leider nur zu oft geschieht, seinen ganzen Waldbesitz abholt oder an einen Güter- schlächter verkauft.

Auch im Zuge von Kommissionen, d. i. Zusammenlegungen, wäre die speziell für den Böhmerwald sehr günstige Gelegenheit ge- geben worden, das Waldland der Bauern in gemeinsamen genossenschaftlichen Besitz oder wenigstens in gemeinsame genossenschaftliche Bewirtschaftung zu stellen.

Leider sind die einzigen rudimentären ge- setzlichen Bestimmungen, die bei uns über Waldgenossenschaften bestehen und sich bloß auf gemeinschaftliche Bestellung und Ver- wendung des Wirtschafts- und Schutzperso- nales beziehen, nur im § 22 des Forstgesetzes vom 3. Dezember 1852 und in der dazu er- flossenen Verordnung des Ackerbauministe- riums vom 3. Juli 1873 §. 6.953 enthalten.

Gemeinnütziges.

Rhabarberwein. Zu je 2¹/₂ Kilo voll- kommen entwickelten und in dünnen Scheiben geschnittenen Blattstielen von Rhabarber setzt man 2¹/₂ Liter Wasser und läßt alles 9 Tage lang stehen und rührt täglich dreimal mit einem Stäbchen die Masse gut durcheinander. Darnach seigt man die Masse durch ein grobes Tuch, setzt auf je 2¹/₂ Liter 2 Kilo Zucker und den Saft von 2 Zitronen, sowie die auf Zucker abgeriebene Schale einer Zitrone zu. Zur Klärung benutzt man Hausenblase, von welcher man 15 Gramm für je 10 Liter zusetzt, nachdem man diese Menge in 1/2 Liter

des Saftes über dem Feuer hat zergehen und wieder kalt werden lassen. Die Flüssigkeit wird nun in ein reines Faß gefüllt, das man so lange ungespundet läßt, als die Gärung noch dauert. Im März zieht man den Wein, der ein sehr angenehmes und erquickendes Getränk ist, auf Flaschen.

Das Reinigen der Kopfschale geschieht durch Kochen in möglichst weichem Wasser, dem etwas Soda zugelegt wurde. Hierauf werden sie in reinem Wasser gespült, durch Schleudern von dem anhängenden Wasser befreit und schließlich in dünner Schicht zum Trocknen an die Sonne oder in die trockene Luft ausgelegt. Die Kessel dürfen nicht zu voll gefüllt werden, weil die Haare beim Kochen steigen. Nach dem Kochen müssen die Haare gezupft werden.

Fässer von Schimmel und Dampfung zu reinigen. Man füllt die Fässer oder andere hölzerne Gefäße, die man reinigen will, mit Wasser, das mit Mehl oder Kleie angerührt ist und läßt dasselbe solange darin, bis es in Gärung gerät. Reinigt man hierauf die Gefäße wie gewöhnlich, so werden sie nicht nur vollkommen rein, sondern verlieren auch jeden dumpfen, üblen Geruch, selbst wenn sie bereits schimmelig geworden waren.

Buntes Allerlei.

Es wird schon gehen.

Ein sehr dicker Herr, der von einem Spaziergange zurückkam, beeilte sich, noch abends das Stadttor zu erreichen, bevor es geschlossen wurde. Er fragte einen ihm begegnenden Knaben, ob er denn wohl noch zum Tore hineinkomme. „Ich glaube wohl,“ antwortete der Knabe, „denn ich habe heute schon ein Fuder Heu mit vier Pferden hinein- kommen sehen.“

Wohl wahr.

„Luftig gelebt und selig gestorben,
Heißt dem Teufel das Handwerk verdorben.“
Ja! doch dem Teufel zur Freude folgt eben
Seliges Sterben schwer lustigem Leben.

Ein Irrtum.

Kind zu seiner Mutter: „Mama, mich beißt ein Floh!“ — Mutter: „Aber Kind, das ist doch sicher ein Irrtum.“ — Kind nach einer Weile: „Mama, mich beißt wieder ein Irrtum.“

Von der Börse.

Erster Börseaner: „Der Garderobier in der Börse hat um einen Nachlaß für seinen Garderobe-Pachtzins angesucht, da in- folge mangelnden Verkehrs auch seine Ein- nahmen äußerst flau sind.“ — Zweiter Börseaner: „Kein Wunder. Wenn dort manche bis auf's Hemd ausgezogen werden, was sollen sie dann in der Garderobe zurück- lassen.“

Die vergessene Nummer.

Zwei Herren fuhren auf der Bahn in einem Wagen, der die Nummer 1618 trug. Einer von ihnen gab sich Mühe, diese Nummer in's Gedächtnis zu prägen. Der andere Herr entgegnete: „Unsere Wagennummer ist leicht zu merken. 1618 — Sie brauchen bloß an den Beginn des 30jährigen Krieges zu denken.“ Bei der nächsten Station stiegen

die Herren aus, es waren 10 Minuten Auf- enthalt. Der erstere eilte ans Buffet und ließ sich's wohlschmecken. Jetzt kam der Schaffner: „Einsteigen!“ Der Herr eilte hinaus; jetzt die Wagennummer. Wann be- gann der 30jährige Krieg? Er eilte zum Schaffner: „Bitte, wann begann der 30- jährige Krieg?“ — Schaffner: „Einsteigen, einsteigen! es ist die höchste Zeit!“ — Der Herr eilte zum Stationsvorstand, packte ihn an und rief: „Wann begann der 30jährige Krieg?“ Dieser gab das Zeichen, der Zug ging ab und der Herr wurde arretiert, weil man glaubte, einen Irren vor sich zu haben. Nun klärte sich die Sache auf, als der Herr die Sache auseinandersetzte.

Herr Störich.

Der Geschäftsreisende Störich kommt in ein Lokal und will an dem Stammtisch, an dem mehrere Herren sitzen, Platz nehmen. Er stellt sich mit einer Verbeugung jedem einzelnen Herrn vor: „Störich.“ — „Durch- aus nicht!“ — „Störich.“ — „Aber bitte, nehmen Sie nur Platz!“ — „Störich.“ — „Aber nicht im geringsten!“ — „Störich.“ — „Aber verehrter Herr, Sie stören wirklich nicht; nehmen Sie doch Platz!“ — Gestatten Sie: „ich heiße nämlich Störich.“

Klassische Erwiderung.

In einer gemüthlichen Gesellschaft, bei welcher auch der berühmte Dichter Schubart anwesend war, wollte eine etwas kokette junge Dame auch ihre Reimkunst geltend machen, nahm ihr Glas und stieß mit dem Dichter an: „Herr Schubart, nun zu Ihrer Ehr' — trink ich mein Gläschen leer!“ Schubart, welcher sah, daß sie gleich ihm ausgetrunken hatte, schenkte sich ein und er- widerte anstoßend ihren Toast: „Ach, es freut mich königlich, — Daß die Jungfer sauft wie ich!“

Bayerisch.

Ein Altbayer besuchte einen Verwandten in Berlin, mit dem er dann die verschie- denen Sehenswürdigkeiten aufsuchte. So oft der Berliner nun unterwegs sagt: „Das ist eine unserer elegantesten Straßen, entgegnete der Altbayer jedesmal, wenn sie hindurch gegangen waren: „A dummi Straßn!“ Als er dies zum drittenmal gesagt hat, fragt ihn der Berliner: „Aber, lieber Freund, warum sagst Du denn das?“ — „D,“ erwiderte der Altbayer: „Ja Wirtshaus drinnen!“

Wie man zerstreut sein kann.

General Clam-Gallas saß einst bei seinem Schwiegervater, dem Fürsten Dietrichstein. Sie sprachen über Familienangelegenheiten. „Schau,“ sagte der General zum Fürsten. „Du hast doch recht viel Glück mit Deinen Töchtern gehabt. Die Alexandrine hat den Mensdorff geheiratet, die Gabriele den Hay- feld, und wer“ — setzte er sinnend hinzu — „wer hat denn gleich die Clothilde?“ — „Aber das ist ja Deine Frau!“ rief lachend der Fürst. Clam-Gallas hatte richtig ver- gessen, mit wem er verheiratet war.

Unangenehme Ähnlichkeit.

A.: „Guten Tag, lieber Freund. Ei wie lange haben wir uns nicht gesehen! Wie geht's Dir und was macht Deine liebe Frau?“

— B.: „Danke, danke. Mir geht es nicht schlecht, und meine Frau lebt wie eine Quelle.“ — A.: „Das kann ich mir denken, so frisch und rein.“ — B.: „Das weniger; aber sie murmelt in einemfort.“

Ungewollt das Richtige.

Zwischen dem Direktionszimmer einer Wiener Bank und einer Telephonzelle der dortigen Börse wurde folgende Zwiesprache geführt: „Warum sind heute unsere Aktien so gefallen!“ — Börsendisponent: „Waas?“ — Direktor: „Warum sind unsere Aktien heute so gefallen?“ — Börsendisponent: „Waas?“ — Direktor: „Ich frage, warum unsere Aktien so gefallen sind?“ — Börsendisponent (wütend, weil er nichts versteht): „Die Leitung ist schlecht!“

Aus der Schule.

Bei einer öffentlichen Prüfung wurde mit den Mädchen der Unterstufe die Fabel „Der Löwe und die Maus“ behandelt. Die Lehrerin erklärte eingehend den Begriff „großmütig.“ Darauf fragte sie: „Wenn nun der Löwe die Maus gefressen hätte, wie wäre er dann nicht gewesen?“ Ein kleines klug dreinschauendes Mädchen gab folgende Antwort: „Dann wäre er nicht satt gewesen.“ Die gesamte Prüfungskommission brach in schallendem Gelächter aus.

Unterschied.

Vater: „Warum willst Du nicht den Rosenstein zum Mann — sein Handel und Wandel sind gut.“ — Tochter: „Wie heißt! Sein Handel mag gut sein, denn er macht e schönes Geschäft, aber sein Wandel gefällt mir nicht — denn er tritt die Stiefel trumm.“

Ernste Worte.

Der heilige Martyrer Jakobus, der Verstümmelte, lebte früher an dem Hofe des persischen Königs, und verleugnete, um seinem Gebieter zu gefallen, seinen Glauben an den Kreuzigten. Als seine Mutter und seine Ehegattin dieses vernahmen, waren sie darüber ganz untröstlich. Sie versuchten nun zu einer Zeit, wo Jakob durch den schauerhaften Tod seines Gebieters sehr erschüttert war, ihn zum wahren Glauben zurückzurufen und ließen ihm sagen: „Blicke hinüber in das ewige Reich der gerechtesten Vergeltung. Von dort her wird der göttliche Heiland als Richter Dir erscheinen und wenn er Deiner schrecklichen Treulosigkeit wegen das Urteil ewiger Qual über Dich verhängt, wirst Du umsonst den verstorbenen Perserkönig anrufen, daß er Dich retten möge.“ Diese ernsten Worte bewirkten die Umkehr und er wurde zu einem Heiligen der katholischen Kirche, der für den Glauben die furchtbarsten Qualen langsamer Verstümmelung erlitt.

Die selige Kreszentia Höß von Kaufbeuren.

Am 17. Okt. 1900 wurde in der Peterskirche in Rom die Seligsprechung der ehrw. Kreszentia Höß von Kaufbeuren begangen. Diese Klosterfrau wurde in ihrem Leben durch viele außerordentliche Ereignisse ausgezeichnet und auch nach ihrem Hingang in die Ewigkeit wurde sie noch verherrlicht. Als

die Klosterfrauen den Leichnam für das Begräbnis zuzurichten begannen, fanden sie eine große Veränderung. Das Gesicht, vorher abgehärmt, aschgrau einem Totengerippe ähnlich, war überaus schön, weiß und rot; die vorher verdorrten Lippen waren lieblich und rosenrot, sie glich einer blühenden, schlafenden Jungfrau. Im Jahre 1716 war der Provinzial des Ordens zur Visitation des Klosters gekommen. Er hatte noch kein sicheres Urteil über Kreszentia, und viele meinten, die sonderbaren Vorkommnisse beruhen nicht auf Wahrheit. Der Provinzial befand sich im Gastzimmer und schrieb einen Brief. Als er damit fertig war, fehlte ihm ein Licht zum siegeln. Da dachte er, wenn mir jetzt Kreszentia eine angezündete Kerze bringt, dann will ich dies als ein Zeichen annehmen, daß Gottes Geist in ihr tätig ist. Er befahl ihr in Gedanken, daß sie ihm ein Licht bringe. Gleich darauf klopfte es und Kreszentia trat mit einer brennenden Kerze ein. „Kreszentia, was soll das?“ sagte er. „Verlangten denn nicht Ew. Hochwürden ein Licht, einen Brief zu siegeln?“ erwiderte die Klosterfrau. Solche Geschehnisse gibt es eine Menge von ihr.

Der treue Wächter.

Der Irrlehrer Arius, der bekanntlich die Gottheit Jesu leugnete, fand zahlreiche Anhänger am griechischen Kaiserhofe und der Kaiser Valens war ein besonderer Begünstiger der Irrlehre. Zu dieser Zeit lebte der hl. Bischof Basilius und Kaiser Valens bemühte sich, ihn für die neue Lehre zu gewinnen. Er beauftragte seinen Statthalter Modestus und dieser begab sich nach Cäsarea, um den Plan des Kaisers zur Ausführung zu bringen. Um den Bischof für die „zeitgemäße Aufklärung“ empfänglich zu machen, suchte er die Neuerung als eine geringfügige Sache hinzustellen. Unter anderem sagte er: es handelt sich ja nicht etwa um Abänderung des ganzen katholischen Glaubensbekenntnisses, sondern nur um ein einziges Wörtchen, daß nämlich der Sohn Gott dem Vater nicht gleich, sondern ähnlich sei. Ernst und fest erwiderte der Bischof: „Auch nicht ein Wort, ja nicht einmal eine Silbe lasse ich als berufener und geweihter Wächter der katholischen Lehre von dieser wegnehmen, und mit Gut und Blut stehe ich dafür ein. Sage dies dem Kaiser.“ Der überraschte Modestus drohte ihm mit Verbannung, wollte ihm aber noch bis zum andern Tage Bedenkzeit lassen. „Dies ist ganz unnötig,“ versetzte der Glaubenswächter, „ich bin morgen derselbe wie heute.“ Auch Versprechungen glänzendster Art vermochten den glaubensstarken Mann nicht wankend zu machen. Modestus mußte unverrichteter Sache wieder zum Kaiser zurückkehren und ihm sagen: „Wir sind besiegt. Der Mann ist ebenso unzugänglich unseren Drohungen, wie unseren Verheißungen.“

Lustige Gefe.

Die Kollegen. Schauspieler: „Bestern war ich auf den Jahrmarkt auch in einem Flohtheater!“ — Diener: „Hab' ich mir doch gedacht,

anä' Herr . . . es waren diesen Morgen 'n paar Kollegen in Ihrem Bett!“

Vorurteilslos. „Na, mein Sohn, gibst mir a bißl Feuer? — Du kennst mich wohl nicht? Ich bin der neue Landrat.“ — „Dah, dös schad' nix, da kreesgt trotzdem a Feierl.“

Ungalant. „Nun, was tat der Engländer, als Du ins Wasser fielst?“ — „Er warf mir seinen Diener nach, und der hat mich ans Land gebracht!“

In der Weinkneipe. „Herr Wirt, ich will weiter nichts sagen — aber ich wundere mich, daß dieser Weißwein hier nicht rot geworden ist, als man die Aufschrift „Rüdesheimer“ auf die Flasche klebte!“

Gemütlich. Landesfürst: „Ihre Gegend ist sehr hübsch — nur soll, wie ich hörte, der Holz- und Wilddiebstahl sehr häufig sein?“ Schulz: „Nun ja, der Winter is lang, die Leut' haben nichts zu tun und a bißl a B'schäftigung müssen f' halt doch haben!“

Im Eisenbahncoupé. Lieschen (auf einen Schielenden zeigend): „Du Mama, der Herr hat's gut, der kann zu beiden Fenstern zugleich hinaus-schauen!“

Gewissenshaft. „ . . . Ich kann diese zweite Flasche kaum mehr austrinken!“ — „Warum trinken Sie dann doch weiter?“ — „Weil mir der Arzt verordnet hat, ich soll mehr Wein trinken, als Bier, und ich hab' heut' schon zwei Liter getrunken!“

Rätsel-Aufgaben.

Diamanträtsel.

		R							Buchstabe.
		A	A	A					Fluß.
	A	I	I	I	I				Speise.
N	N	N	N	N	E	E			Gesteine.
	M	M	M	M	L				Insel d. S.
		L	L	L					Monat.
				R					Buchstabe.

Ziffernrätsel.

A. B.

- 1 7 1 7 9 10 Gebiet.
- 2 6 13 7 Schiff.
- 3 8 13 4 Leidenschaft.
- 4 8 1 7 9 10 Vollkommenheit.
- 5 2 3 3 Behältnis.
- 6 7 10 11 12 13 gute Eigenschaft.
- 7 10 7 11 vornehm.
- 8 9 1 7 6 9 widerwillig.
- 9 12 13 4 7 Verwandte.
- 10 8 9 3 4 Nebel.
- 11 2 8 1 7 Flüssigkeit.
- 12 6 6 11 12 4 Flamme.
- 13 12 6 8 6 1 Arzt.
- 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 soll jedermann sein.

Auflösungen der Rätsel aus voriger Nummer:

1. (Rebus.)

Schimpfworte sind keine Widerlegung.

2. (Quadraträtsel.)

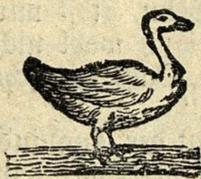
H	A	I	D
A	L	S	O
I	S	A	R
D	O	R	F

3. (Ziffernrätsel.)

Kohl, Ill, Gile, Noe, hohl, Dzon, Leihen, Bone, Kienholz.

Auf folgende Rätsellöser entslelen Preise durch das Los: Emil Böhm, Hohenörlitz b. Senftenberg; Schw. J. Pescofa, Baumkirchen (Tirol); Math. Schreiner, St. Loren en (Steierm.); Schw. Math. Streit, Tiffen (Kärnten); Antonia Weiß, Freudental (Schlesien).

Erstes einziges christliches Bettfedernversandgeschäft in Deschenitz.



Anerkannt billige und reelle Bezugsquelle für böhmische Bettfedern.

1 Kilo neue, graue, geschliffene Bettfedern K 2, halbweiße K 2.80, weiße K 4, bessere K 6, Herrschaftsschleiß, schneeweiß K 8, Daunengrau K 6-7, weiß K 10, Brustflaum K 12, Raife flaum K 14, von 5 Kilo an franko.

Fertige Betten aus dichtfädigem rotem, blauem, gelbem oder weißem Manking (Zulett) 1 Tuchent 170 cm lang 118 cm breit samt 2 Kopfpolster, 80 cm lang, 58 cm breit, genügend gefüllt mit neuen grauen dauerhaften Bettfedern K 16, Halbdauen K 20, Daunen K 24, Tuchent allein K 12-14 u. 16, Kopfpolster allein K 3-3.50 u. 4, ferner Unterbetten und Kinderbetten I. Preisliste versendet gegen Nachnahme, Verpackung gratis, von K 10 an franko Josef Blahut in Deschenitz, 140, Böhmerwald. Nichtpassendes umgetauscht od. Geld retour. Ausf. Preisliste grat. u. frank.



Gesetzlich geschützt! Jede Nachahmung strafbar!

Allein echt ist nur Thierry's Balsam

mit der grünen Nonnenschutzmarke. 12 kleine oder 6 Doppelflaschen oder 1 grosse Spezialflasche mit Patentverschluss 5 Kronen.

Thierry's Centifoliensalbe

gegen alle, noch so alten Wunden, Entzündungen, Verletzungen etc. 2 Tiegel K 3.60 Versendung nur geg. Nachnahme od. Vorausanweisung. Diese beiden Hausmittel sind als die besten allbekannt u. altberühmt.

Bestellungen adressiere man an:

Apotheker A. Thierry in Pregrada in Rohitsch-Sauerbrunn.

Depots in den meisten Apotheken. Broschüren mit tausenden Original-Dankschreiben gratis und franko.

Allein echter Balsam aus der Schutzengel-Apothek des A. Thierry in Pregrada bei Rohitsch-Sauerbrunn.

Die besten Uhren

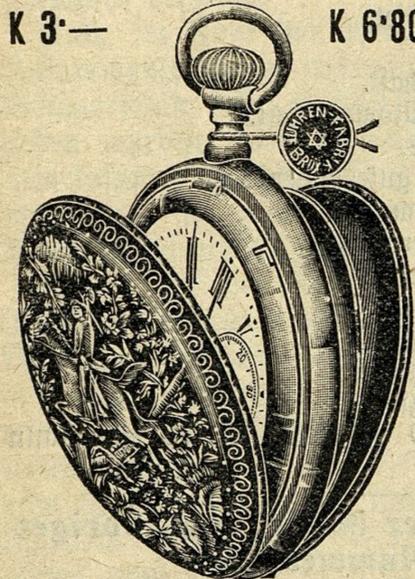
prämiiert mit goldener und silberner Medaille

liefert die anerkannt sehr leistungsfähige Firma

Erste Uhrenfabrik in Brüg

HANNS KONRAD

f. u. l. Hoflieferant in Brüg Nr. 306 (Böhmen).



K 3.—	Nickel-Remontoir-Uhr	K 3.—
K 6.80	System Rostopf-Patent-Uhr	" 4.—
	Mit Doppelmantel	" 6.80
	Schwarz-Stahl-Remontoir-Uhr, offen	" 4.—
	Schweizer System Rostopf-Patent-Uhr	" 5.—
	Registrierte Adler-Rostopf-Patent-Uhr	" 7.—
	Echte Silber-Rem.-Uhr „Gloria“-Wert	" 8.40
	Doppelmantel-Metall-Lula-Remontoir-Uhr	" 10.50
	Echt Silber Remontoir-Uhr, System Rostopf Patent	" 10.50
	Mit Doppelmantel	" 13.50
	Konkurrenz-Wecker	" 2.90
	Doppelglocken-Wecker (2 Glocken)	" 3.80
	Adler Rostopf-Alarm-Wecker, registr. Marke	" 3.80
	Turmglöckchenwecker	" 6.60
	Schwarzwälderuhr	" 2.80
	Kuckuckuhr	" 8.50
	Pendeluhr	" 8.50

Für jede Uhr wird streng reelle, 3jährige, schriftliche Garantie geleistet.

Garantieschein: Nichtgefallendes tausche ich bereitwilligst um oder zahle den Betrag zurück.

Verlangen Sie meinen reichillustrierten Haupt-Katalog mit 300 Abbildungen, welcher Ihnen sofort umsonst und portofrei zugesandt wird.



L. Luser's Touristenpflaster.

Das beste und sicherste Mittel gegen Hühneraugen, Schwielen etc.

Haupt-Depôt:

L. Schwenk's Apotheke, Wien-Meidling.

Man verlange **Luser's** Touristenpflaster zu K 1.20.

Zu beziehen durch alle Apotheken.

Billige Bettfedern.

Ein Kilo graue, geschliffene K 2.—; halbweiße K 2.80, weiße K 4.—, prima daunenweiche K 6.—, hochprima Schleiß, beste Sorte K 8.—; Daunen: grau K 6.—, weiß K 10.—, Brustflaum K 12.—
Von 5 Kilo an franko.

Fertige Betten

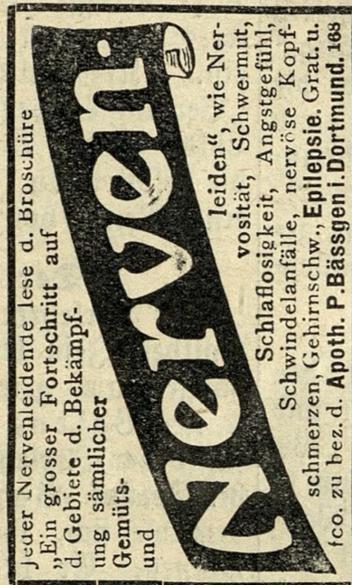
aus dichtfädigem, rot, blau, gelb oder weißem Manking (Manking), eine Tuchent, Größe 170x116 cm, samt 2 Kopfpolster, diese 80x58 cm, genügend gefüllt, mit neuen grauen gereinigten, füllkräftigen u. dauerhaften Federn K 16.—, Halbdauen K 20.—, Daunen K 24.—, Tuchent allein K 12.—, K 14.—, K 16.—, Kopfpolster K 3.—, K 3.50, K 4.—, versendet gegen Nachnahme, Verpackung gratis, von K 10.— an franko.

Max Berger in Deschenitz Nr. 84, Böhmerwald.
Nichtkonvenierendes umgetauscht, oder Geld retour. — Preisliste gratis und franko.

Technikum Altenburg

Maschinenbau, Elektrotechnik, Papiertechnik. Programm kostenfrei.

Staatskommissar.



Jeder Nervenleidende lese d. Broschüre „Ein grosser Fortschritt auf d. Gebiete d. Bekämpfung sämtlicher Gemüts- und

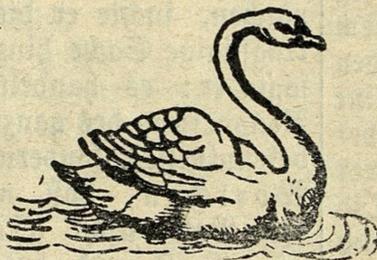
leiden“, wie Nervosität, Schwerkmut, Schlaflosigkeit, Angstgefühl, Schwindelanfälle, nervöse Kopfschmerzen, Gehirnschw., Epilepsie. Grat. u. fco. zu bez. d. Apoth. P. Bässgen i. Dortmund, 168

Lyra-Fahrräder

Bestes deutsch. Fabrikat
Billigste Preise
3 Jahre Garant. Probenred. sofort
Zollfrei ab österreichischer
Versandstation.
Preis. umsonst. Vertr. gesucht.
Richard Ladewig
Prenzlau
Postfach No. 236

Beste böhmische Bezugsquelle!

Billige Bettfedern!



1 Kilo neue, graue, gute, geschliffene K 2, bessere K 2.40; 1 Kilo weiße, geschliffene K 3.60, feine, flaumige K 5.10; 1 Kilo hochfeine, schneeweiße, geschliffene Herrschaftsfedern K 6.40, 8.—; 1 Kilo Daunen (Flaum) grauer K 6.—, K 7.—; weißer, feiner K 10.—, allerfeinster Brustflaum K 12.—; bei Abnahme von 5 Kilo franko.

Fertige Betten

genügend gefüllt, in federdichtem rotem, blauem, gelbem oder weißem Manking, 1 Tuchent 170 cm lang, 116 cm breit mit schönen, grauen, flaumigen Federn K 10.—; mit sehr feinen K 12.—, 14.—; mit feinsten, grauen Daunen K 16.—. 1 Kopfkissen 80 cm lang, 58 cm breit K 2.80, 3.40, 4.—. Versand gegen Nachnahme von K 15.— an franko. Umtausch und Rücknahme franko gestattet, für Nichtpassendes Geld retour.

S. Benisch in Deschenitz Nr. 34, Böhmerwald.

Billige böhmische Bettfedern!

5 Kilo neue gute geschliffene staubfreie K 9.60; 5 Kilo bessere K 12; 5 Kilo weiße daunenweiche geschliffene K 18-26; 5 Kilo schneeweiße daunenweiche geschliffene K 30-36; 5 Kilo Halbdauen K 12, 14.40, 18; 5 Kilo schneeweiße daunenweiche ungeschliffene K 24-30, Daunen (Flaum) à K 3.60, 4.80, 6, 6.60 per 1/2 Kilo.

Versand franko per Nachnahme.

Umtausch u. Rücknahme gegen Portovergütung gestattet. Bei Bestellungen bitte um genaue Adresse.

Benedikt Sachsel, Lobeß 2, Post Bilsen, Böhmen.

